

KÖLNER UNIVERSITÄTS MAGAZIN

MIT
BEILAGE
SCHULE

ANSTECKEND ODER NICHT?

Kölner Mediziner entwickeln
neuartigen Corona-Schnelltest



DIE SCHÄDEN REPARIEREN

Ein Ausblick auf die USA
nach einer schwierigen Wahl

DAS LEBEN DER ANDEREN

Wie Vorurteile
und Diskriminierung
entstehen

Laptop statt Vorlesungssaal

Wie studieren unter
Corona-Bedingungen
funktioniert



23

Dezember 2020



TOGETHER FOR SUCCESS

Die Zukunft des Gesundheitswesens gestalten.
Gemeinsam.

Jetzt unsere zahlreichen Stellenangebote entdecken:
www.dedalusgroup.de/hospital-it/careers



Dedalus
HEALTHCARE SYSTEMS GROUP

WISSENSCHAFT IM ALLTAG

Ist Gebärdensprache weltweit einheitlich?

Diese Frage wird tauben oder hörenden Menschen, die gebärden können, sehr oft gestellt. Zumeist sind die Fragenden Menschen, die die spannende Erfahrung gemacht haben, mit »Händen und Füßen« mit anderen Menschen zu kommunizieren, die nicht dieselbe Sprache beherrschen. So ziehen sie eine Analogie zu Gebärdensprachen.

Diese visuell unterstützende Kommunikation mit unseren Extremitäten ist als Gestik bekannt. Gesten werden in der gesprochenen Sprache oft simultan verwendet, wie das Zeigen auf ein Objekt mit dem Zeigefinger. Die Gestik ist die Schnittstelle zwischen gesprochener und gebärdeter Sprache, denn gestische Elemente finden sich als etablierte Gebärden in den Gebärdensprachen wieder. In vielen Gebärdensprachen, so auch in der DGS (Deutsche Gebärdensprache), werden mit dem Zeigefinger unter anderem Personalpronomina angezeigt. Den Zeigefinger auf die eigene Brust zu richten, bedeutet ICH – 1. Person Singular.

Hinter solchen Gesten steckt eine ikonische (bildhafte) Abbildung, deren Inhalt man schnell erfassen kann. Die Gesten beruhen auf gemeinsamen Erfahrungen. Viele ikonische Gebärden sind sich deshalb auch in den unterschiedlichen Gebärdensprachen ähnlich. Zum Bei-

spiel kommt der Zeigefinger auf der Brust als linguistisches Symbol für ICH auch in der ASL (American Sign Language), BSL (British Sign Language) und Libras (brasilianische Gebärdensprache) vor.

Gebärdensprachen entwickeln sich innerhalb von Sprachgemeinschaften ganz natürlich. So gibt es auch kulturell bedingte Unterschiede. In der JSL (Japanese Sign Language) steht die Ausrichtung des Zeigefingers auf der Nase für ICH. Das Gesicht ist das linguistische Symbol für die eigene Person. Westliche Gebärdensprachler und -sprachlerinnen können so die japanische Gebärdensprache nicht auf Anhieb verstehen. Gestische und ikonische Elemente besitzen allerdings nur einen kleinen Anteil im Vokabular in den jeweiligen Gebärdensprachen, sodass ganz klar gesagt werden kann: Gebärdensprachen sind nicht einheitlich. Zur Differenzierung sind sie daher nach dem Land ihres Vorkommens und dem dazugehörigen Akronym benannt.

ES ANTWORTET LIONA PAULUS, TAUBE NACHWUCHSWISSENSCHAFTLERIN UND MITARBEITERIN IM STUDIENGANG »DOLMETSCHEN FÜR DEUTSCHE GEBÄRDENSPRACHE«.



Beispiel von Gebärden unterschiedlicher Gebärdensprachen, die jeweils die Bedeutung »ICH« haben. Links: in deutscher, amerikanischer, britischer und brasilianischer Gebärdensprache, rechts: in japanischer Gebärdensprache.



06 **Universität im Bild**
Die Geschichte des Sehens

03 **Wissenschaft im Alltag**
Ist Gebärdensprache weltweit einheitlich?

19 **Kurznachrichten Wissenschaft**
Wie der moderne Mensch nach Europa kam ·
Insektenforschung beflügelt Künstliche
Intelligenz · Opfer von Kriminalität verdienen
schlechter

20 **Ein neuartiger Corona-Schnelltest**
Kölner Mediziner entwickeln neue Methode

24 **Die Schäden reparieren**
Was auf die USA nach der Wahl zukommt



14 **»Einfach mal frühstücken im Café«**
Die Pandemie verändert studieren,
promovieren und arbeiten

26 **Abschied vom Vereinigten Königreich**
Wie der Brexit zustande kam

30 **Das Leben der Anderen**
Vorurteile und Stereotypen sind schwer zu
überwinden

34 **Sollen wir vertrauen?**
Wie Betrüger Vertrauen ausnutzen

38 **Nach der Babypause**
Ostdeutsche Frauen haben geringere Lohn-
einbußen als westdeutsche



62 Dinge, die mir wichtig sind

Rainbow Batman

41 Kurznachrichten Uni

Kooperation mit Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem · Neue Webseiten bieten Gesundheitsinformationen · Projekt für geflüchtete Lehrkräfte gestartet

42 Die neue Fahrradstation

Bauarbeiten auf dem Albertus-Magnus-Platz sind fast abgeschlossen

44 In Köln unterwegs

Der Barbarastollen

46 Als Lehrkraft in die Wissenschaft

Uni Köln bietet Forschungsklassen

49 Damals

Lew Kopelew und eine studentische Spendenaktion

50 Lebenswelt Hochschule

Mit Behinderung oder Beeinträchtigung an der Uni arbeiten

52 KölnAlumni Interview

Der Eishockeyspieler und Rechtsanwalt Jörg Mayr

54 Universitätsförderung

Jahresdank an Förder und Spender

56 Personalia

63 Impressum

EDITORIAL

Wenn ich noch ein Wort über Corona hören oder lesen muss, schreie ich! Falls das Ihre aktuelle Gefühlslage trifft, springen Sie einfach nach der Bilderstrecke zur Seite 24 und genießen Sie von da an ein (fast gänzlich) coronafreies Universitätsmagazin.

Wir schauen auf die **politische Zukunft der USA**, wo nun zumindest die friedliche Machtübergabe an den gewählten Präsidenten Biden immer wahrscheinlicher erscheint. Angesichts des **endgültigen Austritts des Vereinigten Königreichs** aus der Europäischen Union zum Jahresende werfen wir auch einen Blick zurück auf das Brexit-Referendum: Wie demokratisch ist die Umsetzung der Entscheidung aus dem Sommer 2016?

Wenn wir alle wieder an den Campus zurückkehren dürfen, können wir uns über einen neu gestalteten Albertus-Magnus-Platz freuen. Die **neue Fahrradstation mit ihren circa 1.000 Stellplätzen** wird hoffentlich viele von uns dazu anregen, in Zukunft sportlich mit dem Drahtesel zur Uni zu strampeln. Apropos Sport: Wie man vom Eishockey-Profi zum Anwalt für Architektur- und Baurecht wird, erfahren Sie im KölnAlumni Interview mit der **Kölner Haie-Legende Jörg Mayr**.

Aber vielleicht interessieren Sie sich ja doch dafür, wie in **Pandemiezeiten** auf dem Kölner Campus **studiert, promoviert und gearbeitet** wird. In diesem Falls lesen Sie ab Seite 14 einfach weiter.

Das sollten Sie auch tun, wenn Sie sich immer schon gefragt haben, wie die unterschiedlichen Corona-Tests eigentlich funktionieren. Denn in Köln entwickeln Mediziner und Medizinerinnen einen **vielversprechenden neuen Schnelltest**, der in Zukunft auch bei anderen Infektionskrankheiten zum Einsatz kommen kann.

Genießen Sie gesund die Feiertage und den Jahreswechsel!

Das Redaktionsteam

Nº24

Die nächste Ausgabe
des Kölner Universitätsmagazins
erscheint im März 2021.

DIE GESCHICHTE DES SEHENS



Die Sammlung des Filmemachers und Sammlers Werner Nekes zur Geschichte der visuellen Künste und des Sehens ist mit rund 25.000 Objekten eine der weltweit größten Sammlungen ihrer Art. Sie umfasst Objekte aus 600 Jahren Geschichte des Sehens, darunter Vorläufer der Apparate, die uns das Kino und das Fernsehen gebracht haben: Laternae magicae, Panoptiken, Wundertrommeln und mechanisierte Daumenkinos. Die Sammlung bietet die einzigartige Möglichkeit, visuelle Kulturen seit der Frühen Neuzeit zu untersuchen – die Vorgeschichte des Films, die Geschichte des Sehens und der audiovisuellen Wahrnehmung. Über vierzig Jahre lang hatte der Experimentalfilmer Nekes alles gesammelt, was dazu gehörte: Bilder, Grafiken und Bücher.

Nach dem Tod des Sammlers im Januar 2017 war die Zukunft der einmaligen, inhaltlich geschlossenen Sammlung ungewiss. Es bestand die Gefahr, dass sie ins Ausland verkauft würde. Nach langen und intensiven Verhandlungen entschloss sich Ursula

Richert-Nekes, die Ehefrau von Werner Nekes, die Sammlung an ein Konsortium bestehend aus Theaterwissenschaftlicher Sammlung der Universität zu Köln, DFF – Deutsches Filminstitut & Filmmuseum (Frankfurt/Main) und Filmmuseum Potsdam zu verkaufen und sie so dauerhaft für die Öffentlichkeit in Deutschland zu sichern.

Der größte Teil der Sammlung wird in Köln verbleiben, ihr innerer Zusammenhang soll durch einen gemeinsamen Katalog und die Präsentation auf einer öffentlich zugänglichen digitalen Plattform gewährleistet werden. Professor Dr. Peter W. Marx, Direktor der Theaterwissenschaftlichen Sammlung der Universität, sieht in der Sammlung Werner Nekes die Eröffnung eines radikal neuen Blicks auf die visuellen Künste. Schon die historische Dimension mache deutlich, wie sich die unterschiedlichen Künste miteinander verwinden und beeinflussen.

Die folgenden Seiten zeigen einen kleinen Ausschnitt dieser außergewöhnlichen Sammlung.

▼ **DIE LATERNA MAGICA**, die »Zauberlaterne«, ist ein Projektionsgerät, das seit dem 17. Jahrhundert entwickelt wurde. Seit dem 18. Jahrhundert wurde sie verstärkt als Unterhaltungsmedium genutzt. Das Bild zeigt ein französisches Exemplar aus dem Jahr 1889 von Louis Aubert, das an die Pariser Weltausstellung erinnert. Die Apparate wurden unter anderem für Theateraufführungen verwendet, um Figuren auf Bühnennebel zu projizieren. Im 19. Jahrhundert wurden sie zum Massenmedium und auch privat erschwinglich.



Mehr Infos gibt es auf der Webseite: tw.s.uni-koeln.de

◀ **EINE ANAMORPHOSE:** ein Bild, das nur unter einem bestimmten Blickwinkel beziehungsweise mittels eines speziellen Spiegels oder Prismensystems zu erkennen ist. Hier eine sogenannte katoptrische Anamorphose, die das Bild mittels eines Spiegels entzerrt. Anamorphosen sind seit dem Mittelalter bekannt, um geheime Botschaften zu übermitteln. Seit der Renaissance werden sie verstärkt in der Kunst benutzt.





◀ **EIN TRAGBARES VERTIKALES PERSPEKTIVTHEATER**, Holland 1750. Der Schöpfer dieser Serien war der Kupferstecher Martin Engelbrecht (1684–1756) in Augsburg, daher ist auch der Name Engelbrechtsches Perspektivtheater als Gattungsbezeichnung verbreitet. Die Perspektivtheaterserien bestehen aus jeweils sechs oder sieben Kupferstichen, die hintereinander gestaffelt in einen Holz- oder Pappkasten eingeschoben werden, der innen seitliche Rillen zur Befestigung der Kulissenbilder hat. Es gibt horizontale und vertikale Guckkästen. Bei den stehenden Kästen werden die Bilder von hinten in den Kasten gelegt. Um den Blick durch die liegenden Kulissen zu führen, ist hinter der Linse ein *SPIEGEL mit 45°-Neigung eingebaut.

▶ **ZU DER SAMMLUNG VON WERNER NEKES** gehören auch 5.500 Bücher, hier ein Aufklapp-Bilderbuch. Die Bücher und Artefakte sind nun für die Wissenschaft zugänglich: Die Theaterwissenschaftliche Sammlung bietet als Teil der Philosophischen Fakultät mit ihrer großen Bandbreite an medien- und kulturwissenschaftlichen Fächern eine ideale Umgebung für die weitere Erforschung.



► **EINE ENGLISCHE
DOPPEL-LATERNA-
MAGICA**, um das
Jahr 1860, die speziell
für die Projektion auf
Bühnennebel entworfen
wurde. Die Projektion
von freischwebenden
Figuren auf den Nebel
sollte in der Aufführung
Schrecken im Publikum
erzeugen. Der Apparat
trug deshalb seit dem 17.
Jahrhundert auch den
Spitznamen »Schreckens-
laterne«.





▲ **ZWEI CAMERAE OBSCURAE**, um das Jahr 1800. Die Camera obscura (dunkler Raum) bestand ursprünglich aus einem abgedunkelten Raum, in dem durch eine punktförmige Öffnung Licht einfiel. Durch die Blendenwirkung wurde das Licht gebrochen und das Bild der Außenwelt an die Wand projiziert. Spätere Apparate verfügten über Linsen und einen Spiegel, um das Bild nach oben zu lenken. Die Geräte wurden häufig verwendet, um Zeichnungen anzufertigen.



◀ Ein Prachtstück der Sammlung: **EIN KINEMATOGRAPH** oder Kinematograf (franz. Cinématographe) der Lumière-Gesellschaft, der Filmkamera, -projektor und Kopierstation in einem war. Der erste Film der Gebrüder Lumière, »Sortie des ouvriers des usines à midi«, wurde 1894 gedreht. Der abgebildete Kinematograf stammt aus dem Jahr 1896 und gehört damit zu den sehr frühen Geräten der französischen Erfinder.

► **EIN PERSPEKTIVTHEATER,**
 eine Sonderform des Guckkastens, auch Raritätenkasten genannt. Der Guckkasten war ein Schau- und Betrachtungsgerät, das einen »voyeuristischen Blick« in sein Inneres erlaubt. Durch die lupenartige Linse im Kastenloch sieht das Auge Ansichten, die naturgetreu gezeichnet sind und nicht, wie bei der Camera obscura, durch Lichteinwirkung auf die gegenüberliegende Wand geworfen werden. »Guckkästner« zogen mit ihren Kästen und der Laterna magica durch die Lande, um gegen geringes Entgelt dem staunenden Volk Blicke in fremde Welten zu ermöglichen, ohne reisen zu müssen. Ab etwa 1730 erweitert Martin Engelbrecht das Spektrum der Guckkästen mit seinem Perspektivtheater. Er zerlegt die Darstellung in sechs bis sieben Bildebenen. Der Blick durch sie hindurch erzeugt so eine große räumliche Tiefe.



► **EINBLICK IN DEN GUCKKASTEN OBEN**



► **LITHOPHANIEN**, oder »Leuchtsteine«. Die leuchtenden Steine sind Platten aus dünnem, durchscheinendem Porzellan, in das die bildliche Darstellung im Tiefrelief eingepresst wird. Erst gegen das Licht gehalten, kommen die Motive richtig zur Geltung. Die Bildwirkung entsteht durch die in unterschiedlichen Stärken ausgearbeiteten Partien des Materials: Während die erhabenen Stellen die Schatten bestimmen, kann man in den dünneren Stellen die Lichter erkennen. Die spezielle Technik erfand 1827 der Pariser Diplomat Baron Paul de Bourgoing.



◀ **EIN TRAPEZ-GUCKKASTEN**, Frankreich um 1730. Erste Formen der Guckkästen entstanden zur Zeit der Renaissance. Der eigentliche Guckkasteneffekt ergab sich erst durch die Art der Zeichnungen auf den eingelegten Blättern. Die Motive wurden seitenverkehrt dargestellt, um dann im Spiegel wieder richtig zu erscheinen. Die Perspektive wurde besonders betont und übertrieben, um die Illusion der dritten Dimension zu vergrößern. Beim Hineinsehen eröffneten sich dem Betrachter perspektivische Ausblicke von bislang unbekannter Tiefe.



◀ **IM VORDERGRUND:
BI-UNION DOPPEL-
LATERNA-MAGICA** aus
England um 1860. Gleich
drei Gelehrte werden mit
der Erfindung der Laterna
magica im 17. Jahrhundert
in Verbindung gebracht:
der Jesuitenpater Athana-
sius Kircher, der Physiker
Christiaan Huygens und
der Mathematiker Thomas
Walgensten. Anfangs als
Zauberspektakel vorge-
führt, das hauptsächlich
zur Vermittlung von Illusi-
onen diente, machten sich
später Wissenschaftler die
Laterna magica zunutze.
Bald wurde sie auch für
unterhaltende und pädago-
gische Zwecke eingesetzt.



WEITERE INFOS:
unimagazin.uni-koeln.de

▶ **WERNER NEKES
(1944–2017)** trug über
vierzig Jahre lang seine
einzigartige Sammlung
zur Geschichte des Sehens
zusammen. Dabei ging
es ihm immer darum, die
Zusammenhänge zwischen
den Medien zu reflektieren.
Seit Ende der 1960er Jahre
erwarb er zunächst auf
Flohmärkten, später auch
in Antiquitätenläden, bei
privaten Sammlern und auf
Auktionen der großen Häu-
ser seine Sammlerstücke:
historische Bildmedien,
Projektionsapparate, Gra-
fiken, optische Spielzeuge,
Schattenfiguren, Fotos,
Bildträger sowie dazuge-
hörige Abbildungen zu
historischen Bildpraktiken
und Bücher zu optischen
Effekten.





»EINFACH MAL FRÜHSTÜCKEN IM CAFÉ«

Die Corona-Beschränkungen verändern das Leben auf dem Kölner Campus grundlegend. Studierende, Promovierende und eine Mitarbeiterin schildern, wie das Arbeiten und Studieren unter Pandemie-Bedingungen gelingt und mit welchen Schwierigkeiten sie kämpfen.

ANNA EUTENEUER, EVA SCHISLER, JAN VOELKEL



Zu Beginn des Wintersemesters 2020/21 kam der »Wellenbrecher-Shutdown« – wo sich doch viele Lehrende und Studierende gerade auf ein Hybridsemester mit mehr persönlichem Austausch gefreut hatten. Der Lockdown light trifft die Schulen und Universitäten nicht so hart wie im Frühjahr. Doch die meisten geplanten Präsenzveranstaltungen müssen erneut in den digitalen Raum verlegt werden. Gut, dass wir im Sommersemester alle schon zu Profis im chatten, zoomen und coronaschutzverordnungskonformen Teilen unseres Bildschirms geworden sind. Dabei finden nicht nur Seminare und Vorlesungen online statt. Auch Abschlussprüfungen werden über Konferenzschaltungen abgelegt, was besonders Promovierende vor eine neue, nicht ganz einfache Situation stellt.

Wie kommen besonders diejenigen, die als erste in ihrer Familie studieren, mit der Situation klar? Welche Herausforderungen haben internationale Studierende zu meistern und wie unterstützt die Universität sie weiterhin? Wie ist es, in Zeiten von Corona an einer Doktorarbeit zu arbeiten, wie funktionieren Experimente im Schichtbetrieb, Literaturrecherche im Homeoffice und die Erlangung des »Dr. dig.« per Zoom?

Hier berichten drei Promovierende, eine Studierende und eine Mitarbeiterin des International Office, mit welchen Einschränkungen sie durch die Pandemie an der Uni zu kämpfen haben – und welche unerwarteten Vorteile sich ergeben können.



Claudia Voigt hat am Institut für Geologie und Mineralogie zur Umweltisotopengeochemie promoviert. Bei ihrer digitalen Disputation fehlte ihr vor allem die Interaktion mit dem Publikum.

»Ende März, mit Startschuss der Kontaktbeschränkungen, habe ich meine Doktorarbeit abgegeben. Während die Kolleginnen und Kollegen ins Homeoffice gingen, nahm ich erst einmal zwei Wochen frei. Die Pause habe ich gebraucht und war froh, einfach nur zu Hause zu sein. Danach war ich aber schnell wieder voller Tatendrang. Ich brauche die Arbeit. Zum Glück war es bei uns auch möglich, weiter im Büro zu arbeiten, da die Möglichkeit bestand, in nicht genutzte Büros auszuweichen.

Corona kam für mich zum richtigen Zeitpunkt. Zu einem anderen Zeitpunkt während der Doktorarbeit hätte die Pandemie mehr negative Einflüsse darauf gehabt. Für Feldarbeiten war ich während der Arbeit vier Mal in Chile in der Atacama-Wüste. Das wäre unter Corona undenkbar gewesen. Die Verteidigung der Arbeit fand am 29. Mai 2020 online statt. Ich hätte lieber in Präsenz verteidigt. Wenn man vor dem Rechner sitzt und kein Publikum sieht, kann man schwer einschätzen, ob man das Publikum noch erreicht oder schon verloren hat. Komisch war auch, dass es nach dem Vortrag nicht wie gewohnt Applaus gab, sondern es direkt zum 45-minütigen Fragenteil überging.

Positiv war allerdings die Planung der Verteidigung. Der Termin stand schnell fest, es musste kein Raum gebucht werden und ein Kommissionsmitglied aus Göttingen musste nicht extra anreisen.«



Saygin Bilican promoviert am Exzellenzcluster für Altersforschung CECAD im Bereich Stammzellenforschung. Er schätzte, dass er im Homeoffice viel Zeit für Literatur hatte.

»Ich hatte bereits acht Monate an meinem Forschungsprojekt gearbeitet, mich im Labor eingerichtet und die ersten Daten generiert. Corona stoppte dann die Experimente. Wir durften das Gebäude nur für absolut notwendige Aufgaben betreten. Ich konnte so zwar keine Experimente durchführen, aber alle zwei Tage durfte ich kurz ins Labor. Ich hatte viel Zeit, wissenschaftliche Publikationen zu lesen. Dazu reicht die Zeit unter normalen Umständen neben der Laborarbeit nicht immer. Ich habe eine gründliche Literaturrecherche gemacht und mich von anderen Arbeiten inspirieren lassen.

Ein Vorteil war auch, dass ich meine bereits produzierten Daten auswerten konnte und mehr Zeit hatte, künftige Experimente zu planen. Das CECAD ging dann nach rund eineinhalb Monaten zum Schichtdienst über, sodass größere Experimente wieder möglich waren. Seither herrschte auf der Arbeit wieder eine Art Normalität.

Als internationaler Doktorand telefoniere ich regelmäßig mit meiner Familie in der Türkei. Einen Besuch möchte ich momentan nicht riskieren. Es sind zu viele Berührungspunkte: in der Straßenbahn, am Flughafen, im Taxi. Es ist schon merkwürdig, wie man auf einmal das einfache Frühstück im Café oder das Essengehen vermisst. Vorher war es ganz selbstverständlich. Vor Corona hatte ich die Möglichkeit, habe sie aber nur wenig genutzt. Zurzeit halte ich mich nicht gerne unter zu vielen Menschen auf und würde nur zu gern Freunde auf einen Tee treffen.«



Magdalena Kremer hat im Fachbereich Biochemie eine Doktorarbeit zur Synthetischen und Strukturellen Biochemie vorgelegt. Sie störte, dass sie während ihrer Verteidigung unter »Maskierten« die Mimik und Gestik der Teilnehmenden nur schwer lesen konnte.

»Ich war Mitte März auf der Zielgeraden meiner Laborarbeit, als ich ins Homeoffice wechseln musste – der ideale Zeitpunkt, um mir die vielen Daten anzusehen. Nach drei bis vier Wochen ging es dann unter Hygieneauflagen zurück ins Labor. Ich habe nach Rücksprache mit meinem Chef festgelegt, welche Experimente noch dringend nötig sind und mich darauf fokussiert. Weitere Experimente habe ich auf die Zeit nach der Promotion verschoben. Gearbeitet wurde in Blöcken: eine Woche im Labor, dann ein bis zwei am Schreibtisch bis zur Abgabe im Juli. Das war sehr gut, weil ich mich abwechselnd ganz auf die Experimente oder das Schreiben konzentrieren konnte.

Im September stand dann die Verteidigung der Arbeit an. Dank zertifiziertem Prüfungsraum im Institut mit genügend Abstand und Luftfilteranlage konnte ich in Präsenz Rede und Antwort für die Arbeit stehen – allerdings unter Ausschluss der Öffentlichkeit und nur mit maskentragenden Prüfern. Es war bei den Fragen sehr schwierig, die Mimik der Prüfer zu lesen. Liegt man richtig oder ist man auf dem falschen Dampfer? Dennoch bin ich persönlich froh, dass ich nicht online verteidigen musste.«



Daniela Simut-Perent leitet im International Office das Sachgebiet »Betreuung internationaler Studierender und Doktorand/innen«. In dem gemeinsamen Corona-Tagebuch des Dezernats hat sie ihre Erfahrungen geschildert.

Manuela hat ihr Studium an der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie (VWA) in Köln begonnen und führt es nun an der Fachhochschule Südwestfalen (FH SWF) fort. Sie engagiert sich ehrenamtlich in einer regionalen Gruppe von ArbeiterKind.de, einem Sozialunternehmen, das sich für Studierende mit nichtakademischem Hintergrund engagiert.

»Die meisten Hochschulen erwarten eine sehr selbständige Arbeitsweise und viele Kenntnisse, was auch grundsätzlich okay ist. Aber wenn ich nicht weiß, was sie genau erwarten, wie kann ich danach fragen oder diese Erwartungen erfüllen?

Im Lockdown ist es für die Studierenden noch schwerer geworden, an die nötigen Informationen zu kommen. Wenn man aus einer Akademikerfamilie kommt, hat man viele dieser Informationen und Kompetenzen seitens der Eltern, die bereits ein Hochschulstudium absolviert haben, automatisch. Die Eltern wissen, wo man hilfreiche Literatur herbekommt und wie man das Studium organisiert. Studierende ohne diesen Hintergrund bringen das nötige Wissen meistens nicht mit. Mich hatten am Anfang meines Studiums Experten an der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln eingewiesen, wie ich die Bibliothek bestmöglich nutzen kann, welche vor Ort und Online-Ressourcen ich als Externe im Vergleich zu den Studierenden der Universität zu Köln dort erhalte.

Im Moment fehlt vor allem der inoffizielle Austausch während, vor oder nach der Vorlesung mit den Kommilitonen und Dozenten. Gerade da werden viele wichtige Informationen vermittelt, Fragen geklärt oder auch Kontakte geknüpft. In der Pandemie ist vieles beschränkt auf Vorlesungen via Aufnahme, Ausarbeitung oder Online-Vorlesung. Individuelle Themen müssen extra organisiert werden. Dennoch freue ich mich, ein Teil davon zu sein und gebe all meine Kraft und Energie gerne in die wissenschaftliche Arbeit.

Dabei erhalte ich viel Unterstützung von ArbeiterKind.de. Das ist ein Netzwerk, dessen Gruppen sich in der Corona-Phase online und sonst vor Ort treffen und Informationen und Erfahrungen austauschen. Davon profitieren Studierende bundesweit, auch an der Uni Köln. Darüber hinaus vermittelt ArbeiterKind.de Mentorinnen und Mentoren für die Unterstützung vom Studienbeginn bis Studienabschluss sowie den Berufseinstieg. Ich lasse mich im Moment auf der einen Seite unterstützen, denn ich bin in meiner Familie die erste, die den Weg des Hochschulabschlusses wählt. Auf der anderen Seite nutze ich meine Netzwerke, um die Kölner Gruppe von ArbeiterKind.de bekannt zu machen. Auch stehe ich als Mentorin für die Organisation ein, da ich froh bin sie entdeckt zu haben und sie sehr schätze.«

»Die Ausländerbehörde hatte in dem Pandemie-Kontext Entscheidungen getroffen, die den internationalen Studierenden zugutekamen, zum Beispiel den Aufenthaltsstatus »automatisch« für eine bestimmte Zeit verlängert. Herausforderungen gab es dennoch und wir haben uns intensiv auch mit Einzelfällen beschäftigt: zum Beispiel Studierende, die in den Ferien im Heimatland waren und bis zum heutigen Zeitpunkt nicht einreisen konnten, obwohl ihr Lebensmittelpunkt mittlerweile in Deutschland und Köln ist.

Bestimmte Veranstaltungen, zum Beispiel die Willkommens- und Orientierungsveranstaltung für neue Studierende, interkulturelle Trainings und Workshops zu Business English fanden in digitaler Form statt. Bemerkenswert war, dass die Teilnahme an diesen Veranstaltungen größer war als in den Präsenzveranstaltungen. Vielleicht ein kleiner Lichtblick in diesen schwierigen Zeiten.

Wir freuen uns über jede einzelne »klassische« Mobilität, die stattfinden kann und stehen mit unserer – nun erweiterten – Expertise für die internationalen Studierenden zur Verfügung. Wir sind optimistisch, dass aus dieser Krise neue Hybrid-Formate für die Beratung und Betreuung dieser Zielgruppe entstehen werden, womit wir unseren Horizont erweitern und die Studierenden noch umfassender unterstützen können.«

Das Team der Zentralen Studienberatung hat seine Angebote weitgehend auf digitale Informationen und Beratung per Telefon oder Email umgestellt. Veranstaltungen werden nicht mehr vor Ort, sondern virtuell durchgeführt.



Die **ZENTRALE STUDIERENBERATUNG** ist die allgemeine Beratungsstelle der Universität, wenn es darum geht, ein Studium zu finden und bestmöglich zu gestalten. Die Beratung unterstützt Studierende dabei, selbstständig ihr Studium zu planen und zu organisieren und auch eventuelle schwierige Situationen im Studienverlauf zu bewältigen.

Die **ABTEILUNG 92 INTERNATIONALE STUDIERENDE** begleitet die internationalen Studierenden und Promovierenden von der Bewerbung und Einschreibung über das gesamte Studium hinweg. Sie berät zu Themen wie Bewerbung, Visum, Arbeitserlaubnis oder Finanzierung des Studiums. Ebenfalls bietet die Abteilung eine Bandbreite an Veranstaltungen für (internationale) Studierende und Promovierende an: Interkulturelle Trainings, Workshops zum akademischen Schreiben und zur deutschen Wissenschaftskultur, Veranstaltungen im Studium Integrale (zum Beispiel das Projekt EUConnect!) sowie Exkursionen.

Das **ALBERTUS MAGNUS CENTER** ist die zentrale Informations-, Weiterbildungs- und Beratungsstelle für alle Promotionsinteressierten sowie Promovierende und Postdocs der Universität zur überfachlichen Weiterbildung, Information, Beratung und Vernetzung. Ziel ist es, vor allem die Übergangsphasen zwischen einzelnen Karriereschritten – die »Transition Phases« – effektiv zu unterstützen.

Promovierende aus nichtakademischen Familien erhalten an der Universität zu Köln in der Pandemie und darüber hinaus Unterstützung. Der Verein **»ERSTE GENERATION PROMOTION« (EGP E.V.)** ist eine Initiative von Promovierenden und Absolventinnen der Universität. Er bietet Beratung und Vernetzung für Masterstudierende und Promovierende an, die aus nichtakademischen Elternhäusern stammen.

Bei **ARBEITERKIND.DE** arbeiten 6.000 ehrenamtliche Mentorinnen und Mentoren deutschlandweit und treffen sich in 80 lokalen Gruppen zu regelmäßigen Stammtischen. Das Sozialunternehmen informiert bereits an Schulen, um eine Unterstützung über den gesamten Studienverlauf bis hin zum Berufseinstieg zu ermöglichen.

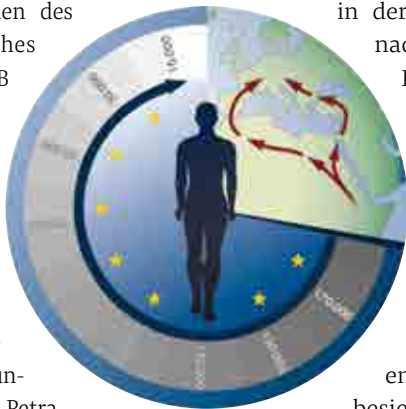
Connect. Share. Follow.



DER MODERNE MENSCH KAM AUF UMWEGEN NACH EUROPA

Günstige klimatische Bedingungen steuerten die Abfolge der Siedlungsbewegungen des Homo sapiens in der Levante auf seinem Weg aus Afrika nach Europa. In einem ersten Schritt besiedelten die modernen Menschen den Küstenstreifen am Mittelmeer. Erst danach breiteten sie sich in die Sinaiwüste und den ostjordanischen Grabenbruch aus. Dies ergaben die Forschungen von Archäologen und Archäologinnen des Sonderforschungsbereiches »Our Way to Europe« (SFB 806) der Universitäten Köln, Bonn und Aachen.

Über zehn Jahre hinweg betrieb das Team sedimentologische, pollenanalytische und archäologische Forschungen rund um die Fundstelle Al-Ansab 1 unweit der Ruinenstadt von Petra (Jordanien), um die vorherrschenden Umweltbedingungen zur Zeit der menschlichen Ausbreitung zu analysieren.



»Günstige Umweltbedingungen ermöglichten die Ausbreitung des Menschen aus dem küstennahen, mediterranen Bereich in die vormals trockeneren Regionen der Negev-Wüste und den Osthängen des Jordanischen Grabenbruchs, um in der offenen Landschaft Jagd auf Gazellen zu machen – einer Beute, die in vielen Fundstellen dieser Zeit in der Region immer wieder nachgewiesen wird«, sagt Professor Dr. Jürgen Richter vom Sonderforschungsbereich. »Die Menschen sind nicht durch stetige Ausbreitung aus Afrika heraus durch die Levante und weiter nach Europa und Asien gekommen. Vielmehr besiedelten sie zuerst einen küstennahen Streifen entlang des Mittelmeers.«



NERVENSYSTEME VON INSEKTEN SIND VORBILD FÜR EFFIZIENTES MASCHINELLES LERNEN

Kölner Zoologen haben die Nervensysteme von Insekten erforscht, um die Prinzipien biologischer Berechnungen zu untersuchen und sie auf maschinelles Lernen zu übertragen. Hierfür haben sie anhand eines Modells analysiert, wie Fruchtfliegen während der Nahrungssuche Eindrücke aufnehmen, daraus lernen und die Informationen später abrufen, um komplexe und dynamische Probleme zu lösen. Die Ergebnisse legen nahe, dass die Umwandlung von sensorischen Informationen bei der Gedächtnisbildung von Insekten für maschinelles Lernen und künstliche Intelligenz mit komplexen Szenarien genutzt werden kann.

»Wir haben unser Modell des Fliegengehirns zunächst genau so trainiert, wie man auch Insekten im Experiment trainiert. Dazu haben wir in der Simulation einen bestimmten Duft zusammen mit einer Belohnung und einen zweiten Duft ohne Belohnung präsentiert. Das Modell erlernt in nur wenigen Geruchsdarbietungen eine robuste Repräsentation des belohnten Duftes und ist danach in der Lage, die Quelle dieses Duftes in einer räumlich komplexen und zeitlich dynamischen Umwelt zu finden«, sagt der Informatiker Dr. Hannes Rapp, der das Modell im Rahmen seiner Promotion am Institut für Zoologie erstellt hat.

OPFER VON KRIMINALITÄT VERDIENEN SCHLECHTER

Opfer von Kriminalität büßen auf dem Arbeitsmarkt langfristig Einkommen ein. Das zeigt eine Auswertung der Datensätze von über 800.000 Kriminalitätsopfern, die Professorin Dr. Anna Bindler, Ökonomin des Exzellenzclusters ECONtribute: Markets & Public Policy der Universitäten Köln und Bonn, gemeinsam mit Dr. Nadine Ketel (Assistant Professor, Freie Universität Amsterdam, Niederlande) durchgeführt hat. Dazu nutzten sie Registerdaten der niederländischen Polizei von 2005 bis 2016. Die Wissenschaftlerinnen konnten sie mit Hilfe anonymisierter Nummern mit seit 1999 erfassten Arbeitsmarktdaten verbinden.

Über Jahre hinweg verdienen Männer und Frauen, die Opfer von Kriminalität wurden, je nach Verbrechen bis zu 12,9 Prozent weniger als vor der Tat. Gleichzeitig beziehen sie an bis zu 6 Prozent mehr Tagen Sozialleistungen. Gründe für den Verdienstrückgang können ein Wechsel zu schlechter bezahlten Stellen oder Jobverluste einiger Opfer sein, die aufgrund von körperlichen oder mentalen Folgen der Kriminalität ihren Beruf nicht mehr ausüben können.



EIN CORONA- SCHNELLTEST MIT POTENTIAL

Universitäten, Forschungseinrichtungen und Pharmaunternehmen forschen derzeit nicht nur an Corona-Impfstoffen, sondern auch an Schnelltests, die das Virus zuverlässig nachweisen. Ein Kölner Forschungsteam verfolgt einen ganz eigenen Ansatz.

ANNA EUTENEUER



März 2020: Die Zahlen der Corona-Fälle nehmen besonders in Europa zu, die Bilder aus Italien schockieren die Welt, und die Angst vor überfüllten Notaufnahmen steigt – in Köln wie in ganz Deutschland. »Wir hatten wirklich große Sorge, dass irgendwann eine Situation eintritt wie damals in einigen Regionen Norditaliens«, sagt Professor Dr. Bernhard Schermer, Leiter des nephrologischen Forschungslabors am Kölner Exzellenzcluster für Altersforschung CECAD.

Was tun, um dieser Situation vorzubeugen? Die Bundesregierung sowie Landesregierungen trafen schwere Entscheidungen: Maskenpflicht, Quarantäne und schließlich auch Kontaktbeschränkungen – aktuell schon zum zweiten Mal. Erneut sind nicht mehr genügend Kapazitäten vorhanden, um bei allen Menschen, die das wünschen, einen Coronatest zu machen. Viele Testlabore sind wieder überlastet – wie bereits im Frühjahr. Liegen dann die Ergebnisse vor, kommen die Gesundheitsämter erneut kaum mit der Benachrichtigung und Quarantäne von positiv Getesteten hinterher.

Bereits während der ersten Corona-Welle startete ein kooperatives Forschungsprojekt

der Klinik II für Innere Medizin der Uniklinik Köln, des Instituts für Virologie der Medizinischen Fakultät und des NephroLab am CECAD. Das Ziel: Eine alternative Diagnostik entwickeln, die große Patientenzahlen möglichst schnell, unkompliziert und vor Ort – beispielsweise in der Notaufnahme – testet, sodass direkt eine Einteilung in infektiöse oder nicht infektiöse Patienten möglich ist. Der gängige PCR-Test würde dafür zu lange dauern, da er im Labor ausgewertet werden muss. Seit Ende September steht ein Antigen-Schnelltest für Fachpersonal zur Verfügung. Antigentests hängen jedoch stark von der Spezifität des genutzten Antikörpers ab. Diese Art von Test muss daher bei Mutationen des Virus gegebenenfalls angepasst werden, was zeitintensiv ist. Das Kölner Forschungsteam forscht deshalb an einer bislang kaum beachteten Testmethode.

Die richtige Methode wählen

Dass ein Nephrologe – ein Nierenarzt – das Forschungsteam leitet, erscheint auf den ersten Blick erstaunlich. »Wir haben zwar wenig mit Virologie am Hut, aber wir sind Experten in Techniken der Molekular-

PCR-Test – Die Polymerase Chain Reaktion, oder Polymerase-Kettenreaktion, ist eine künstlich herbeigeführte Vervielfältigung von bestimmten DNA- oder RNA-Sequenzen. Das Produkt eines Zyklus ist Ausgangsmaterial für den nächsten Zyklus, sodass ein exponentieller Anstieg vom Ausgangsmaterial entsteht. In der Diagnostik wird routinemäßig eine sogenannte quantitative PCR eingesetzt (qPCR).

Dr. Francesca Fabretti und Prof. Dr. Bernhard Schermer begutachten die Farbveränderung der LAMP-Reaktion. Es ist eine eindeutige Unterscheidung von positiven (gelb) und negativen Proben (pink) möglich.





biologie«, sagt Schermer. Außerdem war in seinem Forschungslabor Platz für neue Projekte, während viele Diagnostiklabore ausgelastet sind.

Zunächst nahm Schermer Kontakt zu Feng Zhang auf, einem Kollegen vom Massachusetts Institute of Technology (MIT), der bereits erfolgreich einen Schnelltest für das Zika-Virus entwickelt hatte. Die Forscherinnen und Forscher erörterten zunächst ein daran angelehntes Testverfahren. Doch angesichts von Lieferengpässen bei Zutaten für die eigentlich favorisierte Methode entschieden sie sich letztlich für die sogenannte Reverse Transcription Loop-Mediated Isothermal Amplification Methode, kurz **rtLAMP**.

Bereits nach ein bis zwei Wochen lagen die ersten positiven Ergebnisse vor. »LAMP wurde zu Unrecht bislang vernachlässigt«, sagt Schermer, der die Methode zuvor selbst wenig genutzt hatte. Ein Grund dafür ist, dass das Endprodukt der LAMP-Reaktion

eine wilde Mischung aus DNA-Strukturen ist, die nicht einfach in weiteren Analysen und Experimenten eingesetzt werden kann. Da bei einem Corona-Schnelltest eine weitere Verarbeitung nicht wichtig ist, ist das jedoch kein Nachteil.

LAMP hat zudem Vorteile gegenüber der etablierten PCR-Test-Methode: Die Reaktion kann direkt mit dem Probenmaterial durchgeführt werden – es ist kein zeitraubendes Einsenden und Aufarbeiten im Labor notwendig. Sie benötigt nur zwei verschiedene Temperaturen für die Reaktion und kein spezielles Gerät. Nicht zuletzt sind die Zutaten kostengünstig und können einfach hergestellt werden.

»Die Sensitivität unseres LAMP-Tests konnten wir bereits erhöhen, sodass wir momentan Proben mit Ct-Werten von ca. 30 in parallelen diagnostischen qPCRs sicher identifizieren können«, sagt Schermer. Dieser **Ct-Wert** entspricht in etwa der Schwelle für die Infektiosität. Die LAMP-Methode

kann also noch nicht mit dem Goldstandard, der qPCR, mithalten. Sie kann aber helfen, infektiöse von nichtinfektiösen Patienten zu unterscheiden. Gemeinsam mit der Virologie vergleicht das Forschungsteam zurzeit die LAMP-Methode mit anderen Schnelltests, immer im Vergleich zur qPCR. »Ohne die Unterstützung durch die Virologie wäre ein solches Projekt undenkbar«, so der Nephrologe.

Auch nach Corona noch anwendbar

Momentan findet die LAMP-Reaktion noch in PCR-Testgefäßen statt. Das Ziel ist jedoch, ein geschlossenes Testsystem zu entwickeln, beispielsweise eine Kartusche, in die man die Probe hineingibt und die nach dem Nachweis einfach entsorgt werden kann. Zudem wird momentan an einer vereinfachten Probenentnahme gearbeitet. Studien aus Wien, die Gurgelwasser als Probe nutzen, oder der Ansatz der sogenannten »Morgenspucke« sind sehr vielversprechend. In jedem Fall sind sie für die Testperson angenehmer als die im Moment noch nötigen Rachenabstriche.

»Wir hätten dieses Programm nie gestartet, ohne Professor Dr. Florian Klein, den Leiter der Virologie hier in Köln, an Bord zu haben. Er war von Anfang an mit eingebunden«, sagt Schermer. Als sein Team die ersten Tests fertig hatte, fragten sie Klein in einer Telefonkonferenz, ob sie weiter machen sollten. »Er war begeistert, weil auch er wie wir den Wert sieht, alternative Methoden in die Diagnostik einzubinden – auch über Corona hinaus.« Klein fügt hinzu: »In Deutschland verfügen wir über ausreichende Kapazitäten für die etablierte Diagnostik. Die aktuellen Diskussionen über regelmäßige Tests in unterschiedlichen Bereichen des öffentlichen Lebens zeigen jedoch, dass in Zukunft auch schnellen alternativen Testverfahren eine große Bedeutung zukommen kann.«

Selbst wenn das Verfahren zunächst nur für SARS-CoV-2 eingesetzt wird, könnte die Methode künftig auch bei anderen Infektionen für vereinfachte und schnelle Diagnostik sorgen. Ein großer Vorteil der LAMP-Methode ist, dass sie genau wie die PCR schnell etabliert werden kann. Es benötigt lediglich

▼ **rtLAMP** – Bei dieser Testmethode wird zielgerichtet RNA/DNA vervielfältigt. Nach dem Kochen der Probe zum Freisetzen der viralen RNA läuft die Reaktion mit konstanter Temperatur ab (65°C) und das Ergebnis wird als Farbwechsel sichtbar.

▼ **Ct-Wert** – Dieser Wert gibt die Anzahl der Zyklen in der PCR wieder, die nötig waren, um einen bestimmte Menge an Material herzustellen. Je niedriger der Ct-Wert, desto mehr Ausgangsmaterial war in einer Probe enthalten.

▼ **Primer** – Primer bestehen aus 15 bis 50 Nukleotiden, den Bausteinen, aus denen die DNA besteht. Sie binden an ein spezifisches Stück DNA oder RNA, um dort, etwa bei einem PCR-Test, eine Vervielfältigung dieser Sequenz einzuleiten.

zielgerichtete **Primer**, die den Startschuss für die Vervielfältigung der gewünschten DNA oder RNA geben. Somit kann sie auch über die Entwicklung des Corona-Schnelltests hinaus für die Forschung und Diagnostik von Nutzen sein.

Als nephrologischer Forschungsleiter sieht Schermer beispielsweise die Möglichkeit, die Erreger vieler weiterer, auch bakterieller Infektionen in Arztpraxen oder Krankenhäusern schneller zu bestimmen, und so zielgerichtete Therapien früher starten zu können. Aber auch für mögliche zukünftige Pandemien sieht Schermer ein Anwendungspotenzial: »Eine LAMP-Reaktion auf ein anderes Virus umzustricken ist verhältnismäßig einfach, da lediglich die Primer modifiziert und getestet werden müssen. Das wird in der Regel schneller sein als Antigentests zu ent-

CORONA-FORSCHUNG AM MEDIZINCAMPUS KÖLN

Das kollaborative Forschungsvorhaben zur Entwicklung eines Schnelltests zum Nachweis von SARS-CoV-2 wird mit 400,000 Euro vom Bund unterstützt. Zudem wird die Uniklinik Köln sowie die Medizinische Fakultät vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) im Rahmen des Projekts »Nationales Forschungsnetzwerk der Universitätsmedizin zu Covid-19« (kurz »Netzwerk Universitätsmedizin«) gefördert (siehe S. 60). Eine ausführliche Auflistung aller Projekte am Kölner Campus zu Covid-19: <https://medfak.uni-koeln.de/corona/forschung-engagement>

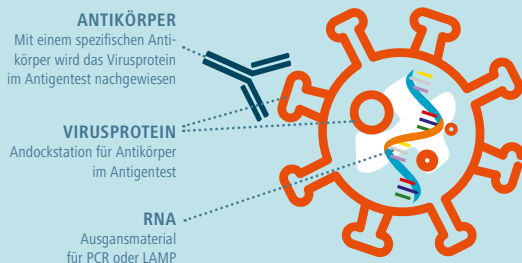


wickeln. Antigentests sind zwar in der Durchführung schneller als LAMP oder qPCR, setzen aber voraus, dass ein sehr guter Antikörper vorhanden ist.«
Es bleibt abzuwarten, welche Methode künftig für flächendeckende Corona-Schnelltests eingesetzt wird. Die vorläufigen Daten der LAMP-Methode sowie ihre einfache Handhabung sind erfolgsversprechend. »Für eine erfolgreiche Umsetzung in die Praxis ist Unterstützung sei-

tens der Industrie jetzt immens wichtig. Das allerwichtigste Ziel ist im Moment jedoch, dass ein sensitiver Schnelltest entwickelt wird – ganz egal, auf welcher Methode er basiert«, sagt Schermer. Die Forschung am Kölner Campus läuft jedenfalls auf Hochtouren und unterstützt somit den Wunsch der Menschen nach einer Rückkehr zur »Normalität«.



ANTIGEN VS. PCR UND LAMP-TEST



WELCHE TESTS GIBT ES UND WAS WIRD NACHGEWIESEN?



1. PCR-Tests reagieren auf das Erbgut (RNA) von SARS-CoV-2 und geben damit an, ob in einer Probe Virus vorhanden ist. PCR-Tests sind derzeit noch immer der Goldstandard zum Nachweis einer SARS-CoV-2-Infektion.



2. Antigentests weisen nicht das Erbgut, sondern Proteine des Virus nach und gelten als Infektionsnachweis. Sie sehen aus wie Schwangerschaftstests und liefern innerhalb von 15 Minuten ein Ergebnis. Essenziell ist hier jedoch ein gut funktionierender Antikörper, der Virusproteine erkennt.



3. Antikörpertests gibt es ebenfalls in einer Schnelltestvariante. Hier wird jedoch nicht das Virus im Körper nachgewiesen, sondern die Reaktion des Körpers auf das Virus. Ein Blick in die Vergangenheit: War eine Person schon einmal infiziert? Hat der Körper natürliche Abwehrkräfte – Antikörper – gegen das Virus gebildet? Ob eine frische Infektion vorliegt oder die Infektion bereits länger zurückliegt, verrät der Typ der gebildeten Antikörper. Mit einem Antikörpertest wird nachgewiesen, ob eine Person nach einer Infektion noch »immun« gegen das Virus ist. Auch für die Forschung und Therapieentwicklung spielen Antikörpertests eine große Rolle.

Quelle: Deutschlandfunk

DIE SCHÄDEN REPARIEREN

Die Welt blickt gespannt nach Nordamerika, wo Joe Biden die Wahl für sich entschieden hat. Doch was heißt das für die zukünftige Innen- und Außenpolitik des Landes? Der Politikwissenschaftler Professor Dr. Thomas Jäger wagt einen Ausblick.

THOMAS JÄGER

Die US-Präsidentenwahlen wurden in Europa genau beobachtet, weil ihr Ausgang folgenschwere Auswirkungen auf die sicherheits- und wirtschaftspolitische Lage in den EU-Staaten hat. Noch sind die USA die einzige Weltmacht, die über einen ausgeglichenen Mix an Ressourcen verfügt: militärisch und wirtschaftlich stark, durch Bündnisse weltweit vernetzt und mit hoher diplomatischer und kultureller Sichtbarkeit.

Aber genau diese herausgehobene Stellung wird zunehmend prekär, seit die USA nicht mehr alleinige Weltmacht sind und Präsident Trump vier Jahre lang eine engstirnig nationalistische Politik umsetzte und die Verbündeten verprellte. Soweit jetzt erkennbar ist, strebt die zukünftige Administration Biden außenpolitisch an, die Beziehungen



zu den Verbündeten zu reparieren – auch, um die eigene internationale Führungsrolle neu zu definieren. Innenpolitisch wird ihr Ziel sein, die tiefe Polarisierung der Gesellschaft zu überwinden.

Von politischen Gegnern zu Feinden

Präsident Biden muss versuchen, die tiefe Kluft zwischen Demokraten und Republikanern zu überbrücken. Für die Entwicklung der USA beschrieben die beiden Parteien im Wahlkampf völlig konträre Wege und zeigten unterschiedliche Prioritäten auf. Die Republikaner sind in den letzten Jahren deutlich nach rechts gerückt und richteten sich nationalpopulistisch aus, während die Demokraten gleichermaßen zunehmend linke Positionen vertreten – wobei das Rechts-Links-Spektrum im Vergleich zu Europa insgesamt deutlich nach rechts verschoben ist. Zwischen den Parteien besteht derzeit ein tiefer Bruch. Überparteiliche Zusammenarbeit gehört zu den seltensten Ereignissen. Das hat vor allem drei Ursachen, die in der derzeitigen Polarisierung mündeten:

Erstens steigerten sich die USA seit den 1960er Jahren in einen Kulturkrieg hinein, der beide Seiten heute erklären lässt, die andere sei »unamerikanisch«. Die Anführer von Demokraten und Republikanern sprachen im Wahlkampf von der Gegenseite nicht mehr als politischem Gegner, sondern als Feind. Das hallt bei ihren Anhängern wider.

Zweitens schufen die Medien in den letzten zwei Jahrzehnten audiovisuelle und digitale Echokammern, in denen beide Seiten ihre Weltsicht aushärten

und gegen kritische Argumente immunisieren können. Die Darstellungen der Tagesereignisse durch Rachel Maddow bei dem Fernsehsender MSNBC und Sean Hannity bei Fox News stammen von unterschiedlichen Planeten.

Drittens spitzten sich die innerparteilichen Debatten zu, sodass immer rechtere und linkere Kandidatinnen und Kandidaten gewählt wurden. Nicht mehr die Überzeugung der parteiungebundenen Wählerschaft, sondern die Mobilisierung der eigenen Anhänger wurde zum Dreh- und Angelpunkt der Wahlkampagnen. Das begründet den anhaltenden Einfluss von Donald Trump auf die Republikanische Partei.

Nationalpopulismus oder Internationalismus

Für viele Europäer, die die Entwicklungen in den USA beobachten, war nicht sehr überraschend, dass Joe Biden die Wahl für sich entscheiden konnte. Vielmehr erstaunte es sie, dass Donald Trump, dessen Wahl 2016 ein »Ausrutscher« gewesen sein sollte, angesichts der vielgestaltigen Krisen des Landes überhaupt eine Chance auf Wiederwahl hatte. Das liegt daran, dass 2016 eben kein Ausrutscher war, sondern die erwartbare Konsequenz der Polarisierung in der amerikanischen Politik, die von Trump dann nationalpopulistisch auf die Spitze getrieben wurde. Das gilt auch für die Außenpolitik.

Am Ende der Amtszeit von Präsident Obama wurde gefragt: »Was haben wir aus den acht Jahren gemacht?« Genau diese Frage wollte Trump seinen Anhängern beantworten können: sechs konservative zu drei liberalen Richtern am Supreme Court; den Wirtschaftsaufschwung in Sicht;

die Verteidigung der amerikanischen Geschichte gegen Identitätspolitik; die US-Soldaten aus Kriegen abgezogen; eine harte Außenpolitik und besonders die Unterstützung Israels; nationale Interessen zuerst.

In der nationalpopulistischen Außenpolitik Trumps kamen die Verbündeten nicht vor. Sie wurden vielmehr in das rechenhafte, bilateral entflochtene Register einsortiert: »Was bringen uns die Beziehungen konkret?«, fragte die Trump-Administration.

Die Wirtschaft retten, China in die Schranken weisen

Das wird sich unter Präsident Biden ändern. Vor allem anderen wird die Administration Biden jedoch das Ziel verfolgen, die wirtschaftlichen Schäden im Innern zu beheben, die durch die Corona-Pandemie verursacht wurden. Das wird am Wirtschaftsprogramm schon deutlich: Biden will ein milliardenschweres Konjunkturprogramm auflegen, in Infrastruktur investieren und eine Wende zu erneuerbaren Energieträgern einleiten.

Nach außen wird das überraschende Ziel sein, Chinas Aufstieg in seinen politischen und wirtschaftlichen Wirkungen abzufedern. Hier gilt es erst einmal, die Scherben von Trumps ignoranter Außenpolitik zusammenzufügen. Für die europäischen und pazifischen Verbündeten der USA heißt das, dass sie von den USA in den nächsten Jahren nachdrücklich gebeten werden, ihre Chinapolitik zu überdenken. Denn auch die Administration Biden sieht China als die größte politische und wirtschaftliche Herausforderung an. Sie wird ihr nur anders zu begegnen versuchen, als dies die Administration Trump unternahm.

Auch die handelspolitischen Fragen, die aus der Amtszeit Obamas noch in den transatlantischen Beziehungen hängen, werden wieder auf die Tagesordnung kommen. Die Administration Biden wird den EU-Staaten eine intensive Kooperation anbieten. Ob diese aufgestellt sind, das Angebot anzunehmen, wird sich zeigen.



Professor Dr. Thomas Jäger ist Inhaber des Lehrstuhls für Internationale Politik und Außenpolitik an der Universität zu Köln. Er ist unter anderem Mitglied der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste sowie des Wissenschaftlichen Beirats der Bundeszentrale für politische Bildung. Jäger ist Herausgeber der »Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik« und betreibt einen Blog auf Focus Online.



Expertinnen und Experten der Universität zu Köln aus verschiedenen Disziplinen haben vor der Wahl in Text- und Video-Beiträgen ihre Einschätzung abgegeben, was in Zukunft auf die USA zukommt. Den vollständigen Essay von Professor Dr. Jäger sowie weitere Beiträge finden Sie unter: portal.uni-koeln.de/universitaet/aktuell/us-wahl-2020

TIME TO SAY GOODBYE

Im Schatten der weltweiten Corona-Pandemie und des Dramas um die US-Präsidentschaftswahlen rückt eine tiefgreifende Veränderung für Europa näher: Am Jahresende wird der Brexit vollzogen. Wie es dazu kam.

EVA SCHISLER

Was ein Referendum im Sommer 2016 entschied, wird Ende des Jahres Realität: Mit oder ohne Handelsabkommen verlässt das Vereinigte Königreich mit Ablauf der Übergangszeit den Binnenmarkt und die Zollunion der Europäischen Union. Es ist zu erwarten, dass der Brexit erhebliche Auswirkungen auf die Wirtschaft und Politik des Landes haben wird. »Ohne ein Handelsabkommen müssen britische Unternehmen tiefgreifende Anpassungen vornehmen und wirtschaftliche Kosten bewältigen. Einige könnten dabei pleitegehen«, sagt Dr. Chitralakha Basu, Juniorprofessorin für Empirical Democratic Theory am Cologne Center for Comparative Politics. Wenn erneut Zollschränken errichtet werden, droht Inflation. Bei einer Unterbrechung der Lieferketten könnten sogar Versorgungsengpässe entstehen.

Es ist ein riskantes Unterfangen, für das sich die Briten entschieden haben. Selbst mit einem Handelsabkommen werden die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Auswirkungen weitreichend sein – verschärft durch Corona. Während sich die Konsequenzen am Horizont abzeichnen, lohnt ein Blick zurück: Warum entschied sich das Land für den EU-Austritt und wie demokratisch ist seine Umsetzung?

Eine lange Geschichte der EU-Skepsis

Dass das Ergebnis des Volkstscheids vom 23. Juni 2016 knapp ausfallen würde, erschien klar. Doch nur wenige Beobachter sahen voraus, dass die

Mehrheit der Bevölkerung sich tatsächlich für den Brexit entscheiden würde: 52 Prozent stimmten für den EU-Austritt, 48 Prozent wollten, dass das Vereinigte Königreich Mitglied der Union bleibt. »Die meisten hatten erwartet, dass die »Remainer« am Ende an Boden gewinnen würden. Aber das Pendel schwang in die andere Richtung aus«, sagt Basu.

Die »Brexiters« hatten im Vorfeld eine aggressive populistische Kampagne gefahren. Doch aus der Europäischen Union auszutreten war keine neue Idee: Bereits 2010 und 2011 befürworteten laut **Umfragen** 40 Prozent der britischen Bürgerinnen und Bürger entweder ein lockereres Verhältnis zur EU oder einen vollständigen Austritt. Basu hat an den Universitäten Oxford und Cambridge studiert und beobachtet seit Jah-

ren die politischen Entwicklungen im Land: Eine skeptische, EU-feindliche Stimmung sei so alt wie die Europäische Gemeinschaft selbst und die Anfänge des gemeinsamen Marktes in den 1980er Jahren.

Doch warum war die »Leave«-Kampagne so viel effektiver und führte zu dem Überraschungsergebnis? Basu zufolge lag dies vor allem daran, dass sie bestehende Ängste schürte, zum Beispiel vor Einwanderung. Neben der Wirtschaftslage sei dies – zumindest in Teilen der britischen Öffentlichkeit – ein altes Reizthema. »Ein beträchtlicher Teil der Wähler und Wählerinnen sah Einwanderung seit Anfang der 2000er Jahre als eine der drängendsten Fragen an«, erklärt Basu.

Als Mitglied der EU und des Binnenmarkts musste das Vereinigte Königreich



Brexit-Befürworter halten die drohenden wirtschaftlichen Folgen eines Austritts ohne Abkommen (No Deal) für übertrieben.



Umfragen – Die britische Marktforschungs- und Data Analytics-Firma YouGov hat seit 2010 regelmäßig Umfragen zum Wahlverhalten in einem EU-Referendum durchgeführt. Zeitweise hatte das »Leave«-Lager schon lange vor den Kampagnen, die dem Referendum vorausgingen, eine Mehrheit.

die Kontrolle über seine Einwanderungspolitik abgeben. Nach dem EU-Beitritt Polens und anderer osteuropäischer Länder nahm die Einwanderung nach Großbritannien in den 2000er Jahren, besonders nach 2003, erheblich zu. »Es war eine sehr sichtbare Veränderung, und manche Bürger waren mit dem Tempo des Wandels unzufrieden«, meint die Wissenschaftlerin. Da viele der Menschen aus Osteuropa kamen, machten die Briten die EU-Mitgliedschaft und die Freizügigkeit dafür verantwortlich.

Komplizierte Berechnungen und krumme Bananen

Die »Leave«-Kampagne grub noch weitere altbekannte Themen wieder aus: Zum Beispiel, dass die EU dem Vereinigten Königreich absurde oder überzogene Vorschriften auferlege. Einige Behauptungen basierten auf glatten Lügen: etwa, dass durch EU-Gesetze geregelt sei, wie krumm Bananen sein dürften. »Diese Behauptungen waren zwar lächerlich, aber weit verbreitet«, sagt Basu. Wirtschaftsliberale Kreise – darunter konservative



Bestimmt die EU, wie krumm Bananen sein dürfen? Die »Leave«-Kampagne stellte EU-Regulierungen als absurd und übertrieben dar – auch wenn sie frei erfunden waren.

Abgeordnete und ihre Wähler – nahmen aber auch EU-Vorschriften zu Gesundheit und Sicherheit, Umweltstandards oder Arbeitnehmerrechte ins Visier. Sie seien eine Beschneidung der nationalen Souveränität, eine unzulässige Einmischung Europas in innere Angelegenheiten.

Auch der dritte Streitpunkt hat eine lange Geschichte: Die britische EU-Mitgliedschaft sei zu teuer und das Land bekäme nicht genug für sein Geld. Bereits in den 1980er Jahren hatte sich die Regierung unter Margret Thatcher bemüht, die britischen Beiträge zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft zu reduzieren. Drei Jahrzehnte später behauptete die »Leave«-Kampagne, dass das Vereinte Königreich bei einem EU-Austritt zusätzliche 350 Millionen Pfund pro Woche für den National Health Service zur Verfügung hätte. »Es gab keine Zahlen, die diese Behauptung untermauerten – die Berechnung wäre viel komplizierter gewesen. Aber Wähler gaben an, dass dies ihre Entscheidung beeinflusst habe. Das ist das wichtige daran«, sagt Basu.

Die »Remain«-Kampagne versuchte zwar, die finanziellen Beziehungen genauer zu erklären. Dabei

kämpfte sie jedoch gegen tief verwurzelte, über Jahre verfestigte Überzeugungen an.

Die »Remainers« kamen in der Presse schlechter weg

Die Wahrnehmung dieser »Misstände« schien in den Jahren vor dem Referendum immer noch eine Minderheitenposition zu sein. Hier kam die britische Presse ins Spiel. »Großformatige Zeitungen wie die Times, die Financial Times, der Independent und der Guardian sind allesamt für den Verbleib in der EU. Aber bei vielen populäreren Zeitungen – einschließlich fast aller Boulevardzeitungen – ist das nicht der Fall«, sagt Basu. Diese Zeitungen vertraten schon lange die Argumente der EU-Skeptiker.

Im Ergebnis kamen die Argumente der »Remain«-Kampagne schlechter weg. Noch dazu brachte sie kaum positive Argumente für einen Verbleib in der EU hervor. Die Kampagne konzentrierte sich vor allem auf die wirtschaftliche Katastrophe, die bei einem Brexit drohe – etwas, das viele Menschen bis heute als übertrieben empfinden und nicht glauben.

Mittlerweile nimmt der Einfluss dieser Zeitungen – wie auch in anderen Ländern –



Der Brexit-Bus: Das Versprechen, eingesparte EU-Beiträge in den National Health Service zu investieren, beruhte auf unseriösen Zahlen.



Juniorprofessorin Dr. Chitralekha Basu forscht und lehrt zu Wählerpolitiken und Repräsentation, zur historischen Entwicklung von Parteiensystemen und zu den Ursprüngen

und Eigenschaften von öffentlicher Meinung. Sie hat an der University of Rochester (New York, USA) promoviert. Als Postdoktorandin war sie an der University of Nottingham, der Princeton University und der Universität Barcelona tätig. Seit September 2019 ist sie am Cologne Center for Comparative Politics der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät.

mit dem Aufkommen von sozialen Medien und anderen Onlinequellen ab. Basu: »Das bringt natürlich auch die bekannten Nachteile mit sich. Dennoch schmälert diese Entwicklung die Bedeutung der EU-skeptischen Zeitungen, die die britische Medienlandschaft schon so lange prägen.«

Direkte Demokratie ist ein zweiseitiges Schwert

Seit 2016 hat die britische Regierung aufgrund des innenpolitischen Drucks und des Drucks der EU-skeptischen Presse immer wieder bekräftigt, sie wolle den »Willen des Volkes« respektieren und umsetzen.

Worin dieser Wille besteht, ist für Chitralkha Basu allerdings alles andere als klar: »Es gab so viele Optionen: Binnenmarkt, Zollunion, bleiben und neu verhandeln, austreten. Aber die britische Öffentlichkeit konnte sich nur dafür entscheiden, zu gehen oder zu bleiben.« Diese beiden Optionen hätten jedoch nicht die Bandbreite dessen erfasst, was es zu entscheiden galt.

Wenn es um derart weitreichende Entscheidungen für ein Gemeinwesen geht, befürworten viele Politologinnen und politische Philosophen statt der direkten Demokratie daher die repräsentative Demokratie. Bei so vielen komplizierten Fragen hätten gewählte Vertreter die Frage des EU-Austritts entscheiden müssen, meint Basu: »Selbst die »Remain«-Kampagne war nicht in der Lage, der Öffentlichkeit alle Feinheiten zu erklären. Die Wahl hätte daher nicht auf ein einfaches Ja oder Nein reduziert werden dürfen.«

Ein weiteres Problem sieht sie darin, dass das Mandat bei weitem nicht klar ist. In einer parlamentarischen, legislativen Wahl entscheiden Wählerinnen und Wähler

über Programme, die komplexe Positionen umreißen. Und selbst dann ist klar, dass es Nachverhandlungen geben wird, wenn Parteien in eine Regierung eintreten. Auch ist allgemein anerkannt, dass das gegebene Mandat irgendwann ausläuft: Bei der nächsten Wahl kann man seine Entscheidung überdenken. Aber wann läuft das Ergebnis eines Referendums ab? »Diese Form der Abstimmung sieht vor, dass die Öffentlichkeit einmal entscheidet und keine Möglichkeit hat, diese Entscheidung angesichts neuer Informationen zu überdenken. Es erscheint mir nicht sehr demokratisch, dass die Legitimität des Ergebnisses nie wieder in Frage gestellt werden darf«, reflektiert die Politologin.

Der politische Aktivismus nimmt zu

Das Brexit-Referendum hat die britische Gesellschaft entzweit. Und die Einstellungen sind erstaunlich stabil. Manche »Leavers« bedauern ihre Entscheidung – allerdings weniger, als man angesichts der Entwicklungen der letzten vier Jahre vermuten könnte. »Die meisten Menschen, die für den EU-Austritt gestimmt haben, glauben weiterhin, dass dies die richtige Entscheidung war«, sagt Basu – auch wenn aktuellere **Umfragen** einen knappen (aber wachsenden) Vorsprung von EU-Anhängern vor Brexit-Anhängern ausmachen. Auch für

die britischen Medien gilt: Die Zeitungen, die vorher EU-skeptisch waren, sind es weiterhin – und sie beobachten genau, welche Zugeständnisse die britische Regierung gegenüber der EU macht und kritisieren sie dafür scharf.

»Die Wahl hätte nicht auf ein einfaches Ja oder Nein reduziert werden dürfen.«

Chitralkha Basu fällt es im Moment schwer, ein optimistisches Zukunftsszenario für das Land auszumachen. Viele Dinge, die der Brexit mit sich bringen wird, könnten in absehbarer Zeit nicht gelöst werden, und die Gräben würden sich wohl noch vertiefen. Aber eine Sache sieht sie positiv: Das Referendum hat den politischen Aktivismus beflügelt. Die Menschen gehen auf die Straße und beschäftigen sich mit dem Thema. Dadurch entsteht ein neues Bewusstsein für die Bedeutung der EU-Frage. »Der Brexit hat so viele Menschen politisiert, die vorher unpolitisch waren. Das kann sich auf lange Sicht positiv auswirken«, schließt sie.



Soll das Ergebnis einer Volksabstimmung für immer gelten? »Remain«-Befürworter wollen das nicht hinnehmen.



Umfragen – Die BBC hat aus verschiedenen Umfragen errechnet, dass 86 Prozent derjenigen, die 2016 für den Austritt gestimmt haben, sich 2019 wieder so entschieden hätten. EU-Befürworter blieben zu 88 Prozent bei ihrer Meinung. Eine Mehrheit derjenigen, die nicht am Referendum teilgenommen haben, sind ebenfalls für den Verbleib des Vereinigten Königreichs in der EU.



Gesellschaften werden zunehmend diverser. Das verläuft nicht immer reibungslos, denn das Gehirn nimmt Unterschiede viel eher wahr als Ähnlichkeiten. Trotzdem stehen wir Stereotypen und Vorurteilen nicht machtlos gegenüber. Ein vom Europäischen Forschungsrat gefördertes Projekt untersucht ihre kognitiven Grundlagen.

A vertical illustration on the left side of the page shows a diverse group of stylized human figures. The figures have various skin tones, hair colors, and styles, and are wearing different colored clothing. Some are looking towards the viewer, while others are looking away. The style is flat and modern.

DAS LEBEN DER ANDEREN

An fremden Personen und Gruppen fällt uns zuerst auf, was sie von uns unterscheidet. Das kann dazu führen, dass Stereotype entstehen und wir »die Anderen« ablehnen. Der Sozialpsychologe Dr. Hans Alves erforscht soziale Vergleichsprozesse. Denn keiner von uns begegnet seiner Umwelt ganz ohne Vorurteile.

JAN VOELKEL



Die Antidiskriminierungsstelle des Bundes hat Jahr für Jahr mehr zu tun. 2019 sind erneut mehr Hilferufe wegen Diskriminierung eingegangen als im Jahr davor. Am häufigsten ging es dabei um rassistische Diskriminierung. Jeder Dritte der insgesamt 3,580 Fälle, in denen Menschen von Benachteiligung im Alltag oder am Arbeitsplatz wegen ihres Aussehens, Geschlechts, der Religion oder anderer Faktoren berichteten, hatte mit Rassismus zu tun.

Diese ernüchternde Tendenz ist seit Jahren steigend. Seit 2015 haben sich die Fälle mehr als verdoppelt – von 545 auf 1.176. Es scheint, als nähmen Diskriminierung und Ausgrenzung in unserer Gesellschaft allgemein zu. Gleichzeitig ist die Diskussion darüber ins öffentliche Bewusstsein gerückt: Die Black Lives Matter-Bewegung oder Debatten über strukturellen Rassismus in Polizei und Bundeswehr machen immer wieder Schlagzeilen. »Zunächst einmal sind Vorurteile und Ressentiments etwas völlig Normales«, sagt der Sozialpsychologe Dr. Hans Alves. Das mag provokant klingen. »Aber um etwas zu verändern, ist es wichtig zu verstehen, wie Vorurteile überhaupt entstehen.«

In seiner Forschung geht Alves den Herausforderungen gesellschaftlicher Vielfalt und den psychologischen Prozessen nach, die bei der Entstehung negativer Einstel-

lungen und Stereotypen gegenüber Minderheiten wirken. Damit ist er mitten drin in den gesellschaftlichen Debatten, die uns jeden Tag umgeben. Nicht zuletzt die Relevanz des Themas brachte ihm einen ERC Starting Grant ein – einen der begehrtesten europäischen Förderpreise für junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Theorien über die Bildung von Vorurteilen gibt es in der Sozialpsychologie zwar schon lange. Die meiste Forschung ging bisher allerdings davon aus, dass eine – wenn auch unbewusste – Motivation dahintersteckt: Wir möchten, dass es der eigenen Gruppe besser geht als den anderen, möchte Ressourcen und Wohlstand nicht teilen, um sie zu schützen. »Ich habe da einen anderen Ansatz, der zusätzliche Erklärungen bietet und ohne die Annahme auskommt, dass die Leute egoistisch motiviert sind«, sagt Alves. Stereotype seien universell und entstünden durch bestimmte kognitive Prozesse: »Unsere Wahrnehmung und die Art und Weise, wie wir Informationen verarbeiten, sind einfach darauf angelegt.«

Die Unterschiede machen uns aus

Wenn wir fremden Menschen oder Gruppen begegnen, vergleichen wir sie mit Bekanntem und bewerten sie daraufhin. Der Knackpunkt: Anstatt auf die Gemeinsamkeiten

In den Medien werden Minderheiten verstärkt mit Kriminalität in Verbindung gebracht. Das kann Ängste und Vorurteile schüren.



zu schauen, ticken wir offenbar so, dass wir die Unterschiede am ehesten wahrnehmen. Denn erst über das, was uns unterscheidet, erfahren wir, was andere Gruppen ausmacht. »Wenn ein neues Handy auf den Markt kommt, schauen wir darauf, was das neue Modell besonders macht. Die Information, was im Vergleich zum Vorgänger gleich geblieben ist, hilft für unsere Bewertung nicht weiter«, erläutert Alves. Die Unterschiede charakterisieren das Produkt. Das ist dem Sozialpsychologen zufolge in der sozialen Welt genauso.

» Unterschiede nehmen wir am ehesten wahr.«

So ordnen wir unsere Umwelt und unterscheiden ständig und in allen Lebensbereichen zwischen »Uns« und »den Anderen«: Europäer und Amerikaner, Männer und Frauen, Vegetarier und Fleischesser, Köln-Fans und Gladb... Naja, Sie wissen schon. Letztlich unterscheiden wir auch zwischen Deutschen und Ausländern oder Einheimischen und Flüchtlingen. Und an dieser Stelle kann es problematisch werden.

Leider bewerten wir die Unterschiede, die wir wahrnehmen, oft negativ. »Positive Eigenschaften eignen sich nicht zur Diffe-

renzung«, so Alves. Stellen Sie sich ein hübsches Gesicht vor. Gesichter, die wir als attraktiv wahrnehmen, ähneln sich und teilen bestimmte Eigenschaften. Sie sind symmetrisch, haben glatte Haut und bestimmte Proportionen. Da gibt es wenig Spielraum. Weniger attraktive Gesichter sind deutlich vielfältiger. Eine krumme Nase, ein Muttermal, große Ohren – das Negative hat eine viel größere Variation und ist daher oft das, was uns Menschen voneinander unterscheidet.

Schulduweisungen sind nicht zielführend

Ausgehend davon, dass wir bei Neuem und Fremdem auf die Unterschiede schauen, ist die Wahrscheinlichkeit daher hoch, dass wir nach dem Negativen gucken. So entstehen negative Bilder – ganz ohne Motivation. Alves spricht daher von »unschuldigen Erklärungen« für Vorurteile: Diejenigen, die Ziel der Vorurteile werden, tragen keine Schuld. Doch auch diejenigen, die Ressentiments bilden, tun dies oft nicht in böser Absicht. »Es ergibt wenig Sinn, sich die Schuld zuzuschieben. Dennoch können die Konsequenzen natürlich sehr negativ sein«, sagt der Forscher.

Die Vorurteile, denen viele Menschen begegnen, beruhen also auf ganz natürlichen kognitiven Prozessen. Demjenigen, der sich an die Antidiskriminierungsstelle wendet, ist mit dieser Erklärung sicherlich nicht geholfen. Aber um in den Dialog zu treten und zu schauen, wie man Dinge verändern kann,

muss man Alves zufolge zunächst verstehen, wie eine verzerrte Wahrnehmung und Darstellung zustande kommt: »Da müssen andere Interventionen her als zu sagen: »Mit euch rede ich nicht. Ihr seid Nazis.«

Mediale Berichterstattung verstärkt Vorurteile

Wenn Vorurteile ohne Motivation, sondern durch unsere selektive Wahrnehmung der Umwelt entstehen, liegt ein anderer Faktor auf der Hand, der uns prägt: der Medienkonsum. Nachrichten sind eine zentrale Informationsquelle, besonders für Dinge und Sachverhalte, die wir nicht in unmittelbarer Umgebung mit den eigenen Augen beobachten können. »Wenn man im täglichen Leben keinen Migranten begegnet, sondern Informationen nur über die Medien bekommt, würde wahrscheinlich auch ein Computer, der die Informationen gefüttert bekommt, zu dem Schluss kommen, dass dies eine potentiell gefährliche Gruppe ist«, meint Alves. Denn Medien berichten über das Besondere. Alltägliches hat keinen Nachrichtenwert. Die Schlagzeile »Migrant hat beim Bäcker zwei Roggenbrötchen gekauft« wird es nicht geben.

Bei der Berichterstattung über Straftaten werde die Minderheitzugehörigkeit häufiger genannt, weil sie ein distinktes Merkmal ist. Begeht ein Deutscher eine Straftat, werde dies nicht explizit benannt. Das führe aber dazu, dass man die Assoziation Deutscher-Straftäter gar nicht erst aufbaut. Migranten

werden hingegen verstärkt mit Kriminalität in Verbindung gebracht. Es entsteht ein Missverhältnis in der Wahrnehmung. Alves: »Das führt auch oft zu einem Unverständnis. Leute auf der einen Seite sagen: »Wie bescheuert seid ihr denn, dass ihr solche Vorurteile habt?« Und die auf der anderen sagen: »Wie bescheuert seid ihr denn? Ich denk mir das ja nicht aus.« Im Endeffekt entstehen Spannungen gegenüber Minderheiten sowie innerhalb der Mehrheitsgesellschaft.

Der Deutsche Presserat empfiehlt, in der Berichterstattung über Straftaten die Zugehörigkeit der Täter zu religiösen, ethnischen oder anderen Minderheiten nur dann zu erwähnen, wenn dies für das Verständnis des Vorgangs nötig ist. Allerdings stecken Medienschaffende in einem Dilemma. »Wenn Journalisten die Nationalität nennen, entstehen schnell Vorurteile. Wenn sie diese Information aber weggelassen, sind heutzutage Teile der Leserschaft misstrauisch und gehen mitunter auf die Barrikaden«, erläutert Alves.

In seiner aktuellen Forschung untersucht er explizit die Entstehung von Stereotypen durch Medien. Bei der **Sächsischen Zeitung** etwa ging das im Zuge der »Flüchtlingskrise« so weit, dass die Redaktion 2016 beschloss, die Nationalität immer zu nennen – auch bei Deutschen. »Das ist eine Strategie, bei der ich auch in Experimenten testen möchte, ob und wie sie funktioniert«, so Alves.

Vorurteile mithilfe von Aliens erforschen

Wie genau Alves in Experimenten herausfinden will, wie Vorurteile entstehen und wirken, erscheint etwas skurril. Denn um kontrollierte Laborbedingungen zu schaf-

fen, hilft nur die Abstraktion. Die Lösung: Aliens. Außerirdische assoziieren wir nicht mit bestimmten Charaktereigenschaften. Wir verbinden sie nicht mit bestimmten Kontexten und Vorgängen. Vielmehr dienen Sie als Leerstellen, die befüllt und verändert werden können. »Im Labor sitzen bei uns Versuchspersonen am Computer und lernen cartoon-artige Aliengruppen, deren Eigenschaften und Verhaltensweisen kennen«, sagt Alves. »Die Versuchspersonen sollen sich darüber eine Meinung und ein Urteil bilden. Das kann ich dann sehr sauber durch ganz bestimmte Variablen manipulieren. Welche Gruppe ist vertraut? Was kommt hinzu? Welche Gruppe ist in der Mehrheit und welche in der Minderheit?« So analysiert der Wissenschaftler präzise die Faktoren, die beeinflussen, welche Stereotypen ausgebildet werden.

Mehr Begegnung

Die gute Nachricht ist, Stereotype sind wandelbar und Vorurteile können abgebaut werden. Ebenso wie wir bei Fremdem am ehesten die Unterschiede wahrnehmen, werden die Gemeinsamkeiten deutlicher, je vertrauter Menschen und Gruppen werden. Im Umkehrschluss ist das auch der Grund, warum Vorurteile gegenüber Anderen besonders dort stark verbreitet sind, wo es wenige gibt, denen man im Alltäglichen begegnen kann. »Wenn das Neue aber nicht mehr neu ist, sondern vertrauter, dann wird der Unterschied zwischen Distinktem und Geteiltem weniger groß«, resümiert Alves, der den direkten Kontakt als wichtigstes Gegenmittel zur Spaltung der Gesellschaft sieht. Denn im Endeffekt gibt es bei aller Diversität, bei aller ethnischer und religiöser Vielfalt doch mehr, was Menschen miteinander gemein haben.

Der Sozialpsychologe Dr. Hans Alves vom **Social Cognition Center Cologne (SOCCO)** erhält vom Europäischen Forschungsrat (ERC) einen Starting Grant in Höhe von knapp 1,4 Millionen Euro über einen Zeitraum von fünf Jahren. In seinem Projekt »The Cognitive-Ecological Challenge of Diversity« erforscht er die Herausforderungen von gesellschaftlicher Vielfalt und die psychologischen Prozesse der Entstehung negativer Einstellungen und Stereotypen gegenüber Minderheiten. Mit den ERC Starting Grants will der Europäische Forschungsrat die Unabhängigkeit von talentierten Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern in der Postdoc-Phase erhöhen.

▼ **Sächsische Zeitung** – Vor dem Hintergrund der PEGIDA-Proteste und der sogenannten »Flüchtlingskrise« entschied die in Dresden erscheinende Sächsische Zeitung 2016, sich in Ihrer Berichterstattung über Straftaten nicht mehr nach dem Pressekodex zu richten. Stattdessen nannte sie immer die Nationalität der Beteiligten. Unter der Überschrift »Fakten statt Gerüchte« begründete die Chefredaktion die Maßnahme damit, dass man versuche, »Minderheiten zu schützen«, indem man keinen Raum für Gerüchte aufkommen lässt. Studien, ob diese Strategie aufgeht, gibt es bisher nicht. Viele große Medienhäuser kritisierten die Sächsische Zeitung damals für ihre Entscheidung. Eine Studie des Journalismusforschers Thomas Hestermann von Ende 2019 kommt allerdings zu dem Ergebnis, dass Medien heute immer öfter die Herkunft oder Staatsangehörigkeit von Verdächtigen von Gewaltdelikten nennen. Die größte Verzerrung gab es demnach in der Fernsehberichterstattung 2017. Dort wurden ausländische Staatsangehörigkeiten 25 Mal so oft genannt, wie es nach der polizeilichen Kriminalstatistik plausibel wäre. 2019 war es immer noch 19 Mal so oft. Ähnlich ist die Tendenz in Berichten überregionaler Zeitungen.



**STADTHOTEL
am Römerturm**

St.-Apern-Straße 32 · 50667 Köln · Tel.: 0221 2093 0 · www.stadthotel-roemerturm.de · info@stadthotel-roemerturm.de



**Veranstaltungsräume
Tagungstechnik
Beratung & Betreuung
Hotelzimmer**





VERTRAUEN: ES GEHT NICHT OHNE

**Detlef Fetchenhauer forscht seit über zehn Jahren zum Thema Vertrauen. Er sagt:
Wir sind zu zynisch gegenüber anderen. Wir sollten uns gegenseitig mehr
vertrauen – in den meisten Fällen wird dies belohnt.**

SARAH BRENDER



Ich vertraue meiner Freundin, dass sie meine Geheimnisse für sich behält. Du stellst dich am Ende der langen Schlange am Supermarkt an – im Vertrauen darauf, dass alle anderen es genauso machen und sich nicht vordrängeln. Wir geben Bekann-

ten unsere Adresse und Telefonnummer – im Vertrauen darauf, dass diese Daten nicht missbraucht werden. Wir ziehen uns in der Gemeinschaftsumkleide um – im Vertrauen darauf, dass keiner heimlich mit dem Smartphone Fotos von uns macht.





Vertrauen kann auch ausgenutzt werden, zum Beispiel bei der Partnersuche im Internet. Dennoch ist es Menschen oft unangenehm, Misstrauen zu zeigen.

»Wir empfinden es uns selbst gegenüber als unangenehm, jemand zu sein, der anderen nicht vertraut.«

All dies geschieht im Alltag oft unbewusst. Denn Vertrauen ist notwendig, um kooperieren zu können: in intimen Partnerschaften, in Freundschaften, am Arbeitsplatz. In unendlich vielen alltäglichen Situationen spielt Vertrauen eine Rolle. Eltern könnten ohne Vertrauen in Kita-Mitarbeiterinnen und -mitarbeiter ihre Kinder nicht betreuen lassen. Und wir würden in keinen Bus und keine Bahn steigen, wenn wir nicht den Fahrkünsten der Busfahrerinnen und Lokführer grundsätzlich erst einmal vertrauen würden.

Doch wie sieht es mit uns selbst aus? Sind wir vertrauenswürdig? Die meisten Menschen werden das für sich wohl mit »ja« beantworten. Wir neigen dazu, uns für vertrauenswürdig zu halten – und auch Leuten, die uns ähnlich sind, eher zu vertrauen, meint Professor Dr. Detlef Fetchenhauer. Er

ist Inhaber eines Lehrstuhls für Wirtschafts- und Sozialpsychologie an der Universität. Wenn wir zum Beispiel ähnliche Hobbies, Berufe und politische Einstellungen haben, oder einfach unsere Gesichtszüge sich ähneln, ist die Wahrscheinlichkeit höher, dem Gegenüber zu vertrauen.

Immer ein Risiko

Fetchenhauer beschäftigt sich seit 2008 mit dem Thema und ist fasziniert von der Vielfalt des Forschungsfeldes. »Vertrauen ist immer etwas sehr Fragiles. Ist eine Person vertrauenswürdig, lohnt sich das Vertrauen. Ist sie es dagegen nicht, dann kann dies ausgenutzt werden. Damit ist das Vertrauen sehr dynamisch: Was für mich das beste Verhalten ist, hängt immer vom Gegenüber ab«, sagt der Wirtschafts- und Sozialpsychologe.

Wenn ich jemandem Geld leihe, und er oder sie gibt es mir wie abgesprochen wieder zurück, so stärkt diese positive Erfahrung das beiderseitige Vertrauen. Leihe ich dagegen Geld und bekomme es nicht zurückgezahlt, werde ich der betreffenden Person wahrscheinlich nicht so schnell wieder Geld leihen wollen. Sehr wahrscheinlich kann die

Das dabei eingesetzte »Vertrauensspiel« funktioniert so: Zwei Personen interagieren vollkommen anonym und nur einmal miteinander. Person A erhält 5 Euro vom Versuchsleiter und hat zwei Alternativen: Sie kann das Geld für sich behalten oder an Person B weitergeben. In diesem Fall vervierfacht sich der Betrag auf 20 Euro. Für dessen

Interessanterweise zeigt sich aber gleichzeitig auf der Verhaltensebene, dass diese Skepsis sich nicht im Handeln niederschlägt. Denn in dutzenden Stichproben waren die Versuchspersonen zwar misstrauisch, aber auf der Verhaltensebene wird anderen trotzdem Vertrauen entgegengebracht. Warum ist das so? Fetchenhauer erklärt das mit einer gesellschaftlichen Norm, die uns offenbar sehr stark prägt: Reziprozität.

Das Prinzip der Gegenseitigkeit bedeutet im Fall des Vertrauens, dass es unhöflich ist, anderen nicht zu vertrauen. Denn ein fehlendes Vertrauen würde dem anderen gegenüber Misstrauen ausdrücken.

Diese Ergebnisse sind robust, betont Fetchenhauer, und die internalisierte Norm der Reziprozität wirkt offenbar stark: Es braucht dafür dann nicht einmal ein Gegenüber, das das fehlende Vertrauen bemerkt. Anonymität macht keinen Unterschied, wie Fetchenhauers Experimente belegen. »Wir empfinden es uns selbst gegenüber als unangenehm, jemand zu sein, der anderen nicht vertraut«, erklärt er.

»Niemandem zu vertrauen kann keine gute Regel sein: ohne Kooperation wäre nur ein sehr einsames Leben möglich.«

Situation des gebrochenen Vertrauens gerade auch bei größeren Geldbeträgen das Verhältnis belasten. Aber Fetchenhauer macht Mut, denn seine Forschung zeigt: Wir sollten anderen viel mehr vertrauen.

Wir unterschätzen meist die Vertrauenswürdigkeit anderer

Fetchenhauer und sein Team erforschen das menschliche Vertrauen auch mit der Hilfe von Probandinnen und Probanden. Durch spieltheoretische Experimente erfragen sie nicht nur, ob die getesteten Menschen Vertrauen geben, sondern können auch prüfen, ob sie ihrerseits vertrauenswürdig gewesen wären.

Verwendung hat Person B wiederum zwei Möglichkeiten. Sie kann entweder die Hälfte davon an Person A zurücksenden oder sie behält die gesamten 20 Euro für sich.

Auch wenn diese Situation zunächst vielleicht sehr künstlich wirkt, ist sie sehr gut geeignet, Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit zu messen. Als sich wiederholendes Ergebnis verschiedener ähnlicher Experimente ergibt sich so, dass Menschen auf kognitiver Ebene Vertrauenswürdigkeit unterschätzen. Das heißt, sie schätzen die Vertrauenswürdigkeit anderer als weniger gut ein, als sie eigentlich ist. Wir scheinen also grundsätzlich eher zu zynisch anderen gegenüber zu sein.

Vertrauen kann auch ausgenutzt werden

Genau dieser Punkt kommt Betrügern natürlich gelegen. Sie versuchen alles, um möglichst sympathisch auf die Person zu wirken, die sie ausnutzen wollen, machen Komplimente, versuchen sich durch kleine Gefallen als vermeintlich vertrauenswürdig auszuzeichnen – und verlassen sich dabei



Ob Person A das Geld in die eigene Tasche stecken wird? Das wird sich beim »Vertrauensspiel« zeigen.

»Vertrauen lohnt sich in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle. Aber natürlich nicht immer!«

darauf, das Vertrauen im Sinne des Reziprozitätsprinzips geradezu einfordern zu können. Eine stark verankerte, soziale Norm wird somit ausgenutzt.

Erfolgreiche Betrügerinnen und Betrüger verfügen oft über ein beeindruckendes intuitives Wissen sowie soziales Geschick, weiß Fetchenhauer. Ein von Betrogenen häufig genanntes Beispiel ist das Kennenlernen im Internet. Mit dem Ziel, einen einsamen Menschen auf Partnersuche auszunutzen, gehen Betrüger oft nach bestimmten Mustern vor. Nachdem Vertrauen online über Chats und Nachrichten, vielleicht auch Telefonate aufgebaut wurde, scheitert danach das Kennenlernen im »Real Life«. Eine häufige Masche ist dann, unter Ausreden Geld anzufordern, um das Treffen zu ermöglichen. Nach langem Vorlauf und erlangtem Vertrauen fühlt man sich unwohl, Misstrauen zu zeigen und so überweisen viele Menschen trotz ungutem Bauchgefühl oft den Betrag, um die aufgebaute Beziehung nicht zu gefährden. Sie wollen nicht zu misstrauisch wirken und tappen dadurch in die Falle.

Vertrauensvoll oder misstrauisch?

Auch wenn es ausgenutzt werden kann: Vertrauen ist wichtig und ohne Vertrauen wird Vieles schwerer. Doch was können Menschen tun, denen Vertrauen grundsätzlich sehr schwer fällt? Wodurch entsteht eine »Vertrauensstörung«?

Laut Fetchenhauer gibt es dazu erst sehr wenige Befunde. Es gibt zwar Hinweise auf die Bedeutung von genetischen Faktoren, aber eher wenige. Lernerfahrungen alleine können generelle Vertrauensprobleme ebenfalls nicht erklären. »Manche fallen immer wieder auf die Nase und vertrauen weiter. Das kognitive Arbeitsmodell bezüglich Vertrauen ist relativ stabil und verän-

derungsresistent.« Menschen scheinen also entweder mit überwiegendem Vertrauen für andere ausgestattet zu sein oder eher weniger zu vertrauen. Dahinter steht jeweils das eigene Modell der Welt, das sich jemand gemacht hat. Personen mit einem stabilen Weltbild bringen Vertrauen in die Welt mit. Extrem misstrauische Menschen dagegen misstrauen anderen und haben das Gefühl, das habe sich bewährt – aber andersherum ergeht es genauso dem vertrauensvollen Menschen.

Kölner Forscherinnen und Forscher erheben auch länderweite Vertrauenswerte. So liegt laut Befragungen Deutschland im weltweiten Vergleich im oberen Mittelfeld des gegenseitigen Vertrauens. Noch mehr Vertrauen in die Mitmenschen gibt es demnach in Ländern wie Dänemark, Finnland und Norwegen, weniger Vertrauen dagegen in süd- und osteuropäischen Ländern. Fetchenhauer zufolge haben solche Umfrageergebnisse aber auch damit zu tun, wie das gesellschaftliche und soziale Leben im Land funktioniert. Er sagt: »In Ländern mit hohem gegenseitigen Vertrauen sind Menschen auch tatsächlich vertrauenswürdiger und funktionieren Gesellschaften besser als in Ländern mit niedrigem Vertrauen.«

Man muss es immer wieder riskieren

Detlef Fetchenhauers eigener Umgang mit Vertrauen hat sich durch seine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema verändert. Er sagt: »Ich glaube, dass ich tatsächlich durch meine Beschäftigung durch das Thema vertrauensvoller geworden bin.« Als Beispiel nennt er eine schöne persönliche Lernerfahrung: Seine Putzhilfe benötigte kurzfristig, und kurz vor dem Ende ihrer Tätigkeit bei ihm, 500 Euro und bat ihn darum, diese Summe auszuleihen. Ökonomisch betrachtet

sei es Unsinn gewesen, der Person das Geld zu geben. Zumal es keinen schriftlichen Vertrag und somit keine Möglichkeit gab, die Rückzahlung je durchzusetzen. »Ich hatte ein mulmiges Gefühl, dachte dann aber: »Ich erzähle Menschen immer, sie müssen mehr vertrauen. Dann sollte ich das selbst doch auch tun!« So gab er der Person das Geld – und sein Vertrauen wurde belohnt. Das Geld wurde wie besprochen zurückgezahlt. »Das war eine sehr, sehr positive Erfahrung«, sagt Fetchenhauer und fügt hinzu: »Ich versuche, meine eigene Forschung ernst zu nehmen, Menschen mehr zu vertrauen und auch für mich persönlich in den Alltag einzubauen. Das möchte ich auch anderen gerne mitgeben.«



Professor Dr. Detlef Fetchenhauer hat seit 2004 einen Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialpsychologie am Institut für Soziologie und Sozialpsychologie (ISS) an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät inne. In seiner Forschung beschäftigt er sich schwerpunktmäßig mit den bestimmenden Faktoren prosozialen und antisozialen Verhaltens, ökonomischen Laientheorien und der Evolutionspsychologie.

OSTDEUTSCHE FRAUEN ZEIGEN, WIE ES GEHT

Viele Mütter unterschätzen die Lohnfolgen einer Babypause. Vor allem in Westdeutschland sind die langfristigen Lohneinbußen von Frauen nach einer Geburt erheblich. Doch auch hier kann der »Wind of Change« wehen, wenn Westdeutsche die Vereinbarkeit von Familie und Beruf von Ostdeutschen lernen.

CAROLIN JACKERMEIER



Mama vs. Mutti: Werbung aus den 1950er Jahren in West- und Ostdeutschland. In der DDR wurden Frauen als vollwertige Arbeitskräfte angesehen. In der BRD dominierte das traditionelle Bild der Mutter, die zuhause am Herd steht.

Der improvisierte Homeoffice-Arbeitsplatz steht im Kinderzimmer mit halb aufgebauten Möbeln, im Hintergrund des Zoom-Calls ist das Babyschreien aus dem Nebenzimmer zu hören: Familie und Beruf unter einen Hut zu bringen, stellt die Kölner Ökonomin Barbara Boelmann im Alltag regelmäßig vor Herausforderungen – gerade in Zeiten von Corona. Doch sie hat sich trotzdem dafür entschieden, ein paar Monate nach der Geburt direkt wieder einzusteigen. Neben Stillen und Windeln wechseln, arbeitete sie aus der Ferne an ihrer Promotion in London und wechselte parallel als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an die Universität zu Köln.

Die Ökonomin steht nicht nur privat im Spannungsfeld zwischen Familie und Karriere, sondern beschäftigt sich genau damit auch beruflich. Boelmann forscht als Postdoktorandin an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät und beim Exzellenzcluster ECONtribute der Universitäten Köln und Bonn im Bereich **Gender Economics**. Gemeinsam mit Anna Raute (Queen Mary University of London) und Uta Schönberg (University College London) hat sie das Erwerbsverhalten und die damit einhergehenden Lohnentwicklungen von Müttern in Deutschland nach einer Geburt ausgewertet. Boelmann interessierte dabei vor allem, wie sich das soziale Umfeld auf die Berufstätigkeit von Müttern auswirkt.

Obwohl 2019 die Hälfte aller Hochschulabsolventen weiblich sind, verdienen Frauen in Deutschland laut Statistischem Bundesamt durchschnittlich

noch immer 20 Prozent weniger als Männer. Nach Ausbildung oder Studium entwickeln sich die Löhne zunächst relativ ähnlich, die Schere geht ab dem Alter von etwa 30 Jahren auseinander – der Zeitpunkt, zu dem

eher kritisch beäugt wurden, galten voll berufstätige Frauen im Westen schnell als Rabenmütter. Mit der Wiedervereinigung vermischten sich die beiden Rollenbilder. Doch die Autorinnen stellten fest: Auch viele Jahre

»Während Hausfrauen im Osten eher kritisch beäugt wurden, galten voll berufstätige Frauen im Westen schnell als Rabenmütter.«

viele Frauen ihr erstes Kind bekommen. »Mit der Geburt des Kindes gibt es langfristig einen starken Lohnrückgang für Frauen – für Männer hingegen sieht man nicht mal einen kleinen Effekt«, sagt Boelmann. Wie viel Einkommen Frauen wegen einer Mutterschaft verlieren, variiert international stark und scheint Studien zufolge in Ländern mit traditionelleren Rollenbildern am höchsten zu sein.

Rollenbilder beeinflussen Berufseinstieg nach der Geburt

Die Wissenschaftlerinnen verglichen in ihrer Studie das Erwerbsverhalten von ost- und westdeutschen Müttern auf beiden Seiten der ehemaligen innerdeutschen Grenze. In der DDR wurden Frauen, wie Männer, als vollwertige Arbeitskräfte angesehen. In der BRD hingegen dominierte das traditionelle Bild des Vaters, der die Familie ernährt und der Mutter, die zuhause am Herd steht. Während Hausfrauen im Osten

später steigen Mütter, die in Ostdeutschland aufgewachsen sind, früher wieder in den Beruf ein als Mütter aus Westdeutschland.

Ostdeutsche Mütter verlieren weniger Einkommen

Die Ökonominen verglichen das Rückkehrverhalten in den Beruf von ost- und westdeutschen Müttern, die zwischen 2003 und 2006 ihr erstes Kind bekommen haben. Die Elternzeit endete wie heute nach spätestens drei Jahren, allerdings gab es statt des einjährigen Elterngeldes zwei Jahre lang Erziehungsgeld. Während westdeutsche Mütter die Spanne der Elternzeit voll ausnutzen, kehrten ostdeutsche Mütter oft schon nach einem Jahr in den Beruf zurück. Das entspricht der Norm der ehemaligen DDR, in der ein vollbezahltes Babyjahr gewährt wurde. »Die Unterschiede in West- und Ostdeutschland bestehen weiterhin so stark, obwohl viele der Bildungs- und Arbeitsmarktent-

Gender Economics – Der Forschungsbereich untersucht, wie das Geschlecht wirtschaftliche Entscheidungen beeinflusst und beleuchtet Gender Gaps am Arbeitsmarkt sowie die Auswirkungen von Politikmaßnahmen (zum Beispiel Elterngeld oder Ehegattensplitting) auf geschlechterspezifische Ungleichheit im Erwerbsleben. Themen sind etwa unterschiedliche Löhne von Frauen und Männern oder mangelnde Repräsentation von Frauen in leitenden Positionen.

»Von 8 bis 18 Uhr im Büro sein zu müssen, das passt einfach nicht in den Lebensentwurf vieler Frauen.«

scheidungen dieser Generation im vereinigten Deutschland getroffen wurden«, sagt Boelmann.

Die beiden zusätzlichen Pausenjahre der Westdeutschen haben langfristige Auswirkungen: Sieben Jahre nach der Geburt verdienen ostdeutsche Mütter um die 70 Prozent ihres Einkommens vor der Geburt, vergleichbar mit Müttern in den USA und Schweden, während westdeutsche Mütter nur knapp 45 Prozent ihres Vorgeburtseinkommens erreichen.

Westdeutsche lernen von Ostdeutschen

Für die Rückkehrentscheidung nach der Geburt spielt nicht nur die Kultur, in der die Mütter aufgewachsen sind, eine Rolle, sondern auch das aktuelle Umfeld. Westdeutsche Mütter lassen sich jedoch stärker von einem ostdeutschen Umfeld beeinflussen, als andersherum. Ostdeutsche in

Westdeutschland kehren früher nach der Geburt ihres Kindes in den Beruf zurück und arbeiten häufiger in Vollzeit als ihre westdeutschen Kolleginnen – selbst, wenn sie schon lange in der traditionelleren westdeutschen Kultur gelebt haben. Westdeutsche in Ostdeutschland passen sich in ihrem Rückkehrverhalten nach der Geburt hingegen fast komplett ihren ostdeutschen Kolleginnen an. »Westdeutsche lernen in Ostdeutschland etwas über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf«, sagt die Wissenschaftlerin.

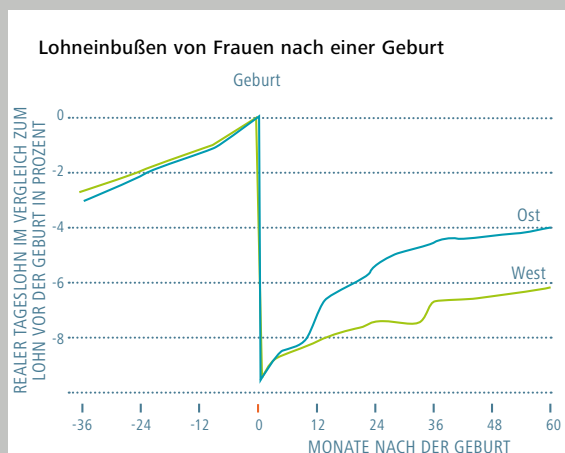
Dass Mütter früher in den Beruf zurückkehren, sei nicht auf institutionelle Faktoren, also zum Beispiel eine bessere Kinderbetreuung im Osten zurückzuführen. »Diesen Effekt können wir rausrechnen, indem wir betrachten, wie sich Ostdeutsche in Westdeutschland verhalten, wo es die bessere Kinderbetreuung ja nicht mehr gibt«, sagt Boelmann. Selbst in westdeutschen Firmen, in denen viele ostdeutsche Kolleginnen ar-

beiten, steigen die westdeutschen Mütter – so ein Ergebnis der Studie – früher wieder in den Beruf ein.

Die Ergebnisse legen nahe, dass die kindliche Prägung für Frauen, die in einer gleichberechtigteren Gesellschaft aufgewachsen sind, wichtiger ist als das aktuelle Umfeld. Frauen aus traditionelleren Kulturen werden jedoch im Erwachsenenalter stärker von ihrem weniger traditionellen Umfeld beeinflusst.

Selbstverständnis und Unterstützung für vollberufstätige Mütter fördern

Migration und das Zusammentreffen traditioneller und moderner Rollenbilder können Boelmann und ihren Kolleginnen zufolge einen früheren Berufseinstieg von Frauen nach einer Geburt positiv beeinflussen und im Schnitt ein langfristig höheres Lohnniveau sichern. »Natürlich gehört dazu aber auch eine generell familienfreundliche Einstellung der Unternehmen«, sagt Boelmann. Also etwa Eltern-Kind Büros, flexible Arbeitszeiten oder die Möglichkeit für Homeoffice. Die Ökonomin ergänzt: »Von 8 bis 18 Uhr im Büro sein zu müssen, das passt einfach nicht in den Lebensentwurf vieler Frauen.« Am Ende würden beide Seiten von mehr Flexibilität profitieren: Frauen können Familie und Karriere besser miteinander vereinbaren und Unternehmen sichern sich langfristig gute Arbeitskräfte.



»Child Penalty«: Das Einkommen von Frauen bricht im Schnitt langfristig ein – verstärkt in Westdeutschland. Die Lohnentwicklung von Frauen, die 2003 ein Kind bekommen haben, bis fünf Jahre nach der Geburt.



Barbara Boelmann ist assoziiertes Mitglied bei ECONtribute. Sie studierte Volkswirtschaftslehre und Sinologie an der Ruhr-Universität Bochum und ist Promotionsstudentin am University College London sowie Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität zu Köln. Boelmann forscht zu den Gründen von Ungleichheiten am Arbeitsmarkt und untersucht Fragen im Spannungsfeld von sozialen und Geschlechternormen, familiärem Hintergrund und Chancengleichheit.

ECONtribute ist der einzige von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte Exzellenzcluster in den Wirtschaftswissenschaften – getragen von den Universitäten Bonn und Köln. Der Cluster forscht zu Märkten im Spannungsfeld zwischen Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Ziel von ECONtribute ist es, Märkte



besser zu verstehen und eine grundlegend neue Herangehensweise für die Analyse von Marktversagen zu finden, die den sozialen, technologischen und wirtschaftlichen Herausforderungen der heutigen Zeit, wie zunehmender Ungleichheit und politischer Polarisierung oder globalen Finanzkrisen, gerecht wird. Der Cluster setzt sich außerdem für die Förderung von Frauen in den Wirtschaftswissenschaften ein.

UNIVERSITÄT ZU KÖLN UND GEDENKSTÄTTE YAD VASHEM UNTERZEICHNEN KOOPERATIONSVEREINBARUNG

Im Rahmen des Gedenkens an die Novemberpogrome 1938 fand am 11. November 2020 eine digitale Zeremonie zur Unterzeichnung einer Kooperationsvereinbarung zwischen der Universität zu Köln und der Internationalen Holocaust Gedenkstätte Yad Vashem statt. Das Abkommen wird die Holocaust-Bildung durch Aktivitäten für Lehramtsstudierende, Dozentinnen und Dozenten und Mitglieder der Hochschulleitung in Yad Vashem und an der Universität stärken.

»Die Universität zu Köln legt großen Wert auf Forschung, die Demokratie fördert und Verschwörungsphantasien, Antisemitismus und Hass aufdeckt. Leider wurden auch an der Universität zu Köln im Nationalsozialis-

mus menschenverachtende Verbrechen begangen. Wir setzen uns dafür ein, sie aufzuklären und derer zu gedenken, die verfolgt und ermordet wurden. Mit Yad Vashem haben wir nun einen starken Partner, mit dem wir eine inklusive und demokratische Zukunft gestalten können«, sagt Rektor Professor Dr. Axel Freimuth.

Das pädagogische Konzept von Yad Vashem rückt unter anderem anstelle einer anonymen und ungreifbaren Zahl die individuellen Geschichten von Jüdinnen und Juden ins Zentrum. Durch die Nennung von Namen und Lebensgeschichten sollen die Ermordeten des Naziregimes damit vor der Auslöschung aus dem Gedächtnis der Welt bewahrt werden.



GESUND IM NETZ: NEUE WEBSEITEN BIETEN ORIENTIERUNGSHILFE BEI GESUNDHEITSINFORMATIONEN

Zwei neue Webseiten helfen dabei, vertrauenswürdige von nicht-vertrauenswürdigen medizinischen Informationsquellen im Netz zu unterscheiden. Während sich www.gesund-im-netz.net an Erwachsene richtet, ist www.klick2health.net insbesondere für Jugendliche konzipiert. Entwickelt wurden die Webseiten im Rahmen des Projekts »Orientierungshilfe im Umgang mit digitalen Gesundheitsinformationsangeboten« (OriGes II) am Cologne Center for Ethics, Rights, Economics, and Social Sciences of Health (ceres) in Kooperation mit der Hochschule für Gesundheit Bochum. Das Projekt erhält durch das Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz eine Förderung.

OriGes II baut auf den Erkenntnissen aus dem vorangegangenen Projekt OriGes auf: Es entwickelt bestehende Orientierungshilfen weiter, baut sie für weitere Bevölkerungsgruppen aus und wird damit einer noch breiteren Öffentlichkeit bekannt und zugänglich. Die Webseiten sollen um Themen wie Internetsucht und Cyberchondrie – eine durch intensive Suche im Internet verstärkte Hypochondrie (Krankheitsangst) – sowie den Umgang mit Informationen zur COVID-19-Pandemie ergänzt werden. Geplant ist auch die Umsetzung der Seite in Leichter Sprache und die Integration einer Vorlesefunktion, um Barrierefreiheit zu gewährleisten.



FÜNFUNDZWANZIG GEFLÜCHTETE LEHRKRÄFTE STARTEN WEITERBILDUNG AN DER UNI KÖLN

Zum Wintersemester starten fünfundzwanzig geflüchtete Lehrkräfte die einjährige Weiterbildung »LehrkräftePLUS Köln«. Das Programm besteht aus berufsbezogenen Deutschkursen, Seminaren zu Pädagogik und Fachdidaktik, Schulpraxisphasen sowie individueller Berufsberatung. Es soll die beruflichen Chancen der Teilnehmenden im deutschen Bildungssystem verbessern. Das International Office, das Mercator-Institut für Sprachförderung und Deutsch als Zweitsprache und das Zentrum für LehrerInnenbildung bieten die Weiterbildung gemeinsam an.

Die Studierenden kommen aus Syrien und der Türkei und haben zuvor bereits in ihren Herkunftsländern als Lehrerinnen und Lehrer gearbeitet. Angesichts des bundesweit akuten Lehrkräftemangels ist das Programm nicht nur eine Chance für die Teilnehmenden, sondern auch für die Schulen hierzulande.

»LehrkräftePLUS Köln« ist Teil eines NRW-weiten Verbunds an Programmen, die sich an neu zugewanderte Lehrkräfte wenden. Neben Köln beteiligen sich die Universitäten Bielefeld, Bochum, Duisburg-Essen und Siegen an dem Netzwerk. Unter anderem soll ein Onlineportal entstehen, das Informationen für Studieninteressierte bündelt sowie Materialien für Teilnehmende, Alumni und Lehrende der Programme bereitstellt.

FAHRRADSTATION FÜR EINE GRÜNERE UNI





Die neue Fahrradstation am Albertus-Magnus-Platz wird nach ihrer Fertigstellung Stellplätze für rund 1.000 Fahrräder bieten. Neben einem sicheren Abstellen der Räder entsteht gleichzeitig ein umfangreiches Service-Angebot rund um das Fahrrad. In einem Einfahrtsbauwerk, das derzeit zwischen Philosophikum und Hörsaalgebäude fertiggestellt wird, werden zudem Verkaufspavillons mit einem gastronomischen Angebot (Thekenverkauf) integriert. Der Bau wird voraussichtlich Anfang 2021 an die Betreibergesellschaft übergeben. Nach einer offiziellen Eröffnung steht die Fahrradstation dann zum Start des Sommersemesters 2021 den Nutzern und Nutzerinnen zur Verfügung.

Die Radfahrer unter den rund 50.000 Studierenden und 7.000 Beschäftigten haben ebenso wie die vielen Besucher mit der neuen Fahrradstation in Zukunft eine hervorragende Infrastruktur im Kernbereich der Uni. Damit werden sie weiter zur Radnutzung ermutigt. Die Universität trägt damit nicht zuletzt zu einer erheblichen CO₂ Einsparung bei.

Mit der vom Bund geförderten Fahrradstation kann die Universität so einen hervorragenden Beitrag zu einer umweltfreundlichen und sicheren Mobilität im Stadtgebiet Kölns leisten.



In Köln unterwegs

LEISTUNGSSCHAU, NICHT HEINZELMÄNNCHEN

Der Barbarastollen unter dem Hauptgebäude

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Kölner Uni erforschen, erkunden und erleben Köln. Sie beschäftigen sich mit Flora, Fauna und nicht zuletzt mit den Bewohnern der Stadt gestern und heute. Über Interessantes, Skurriles, Typisches oder auch weniger Bekanntes berichtet diese Rubrik. Dieses Mal: der Barbarastollen.



sor Dr. Claus Piekarski in den 1980er Jahren wiederfand.

Seitdem war er Ziel so mancher Exkursion. Er war sogar das Objekt literarischer Fantasien. So soll laut einem Fantasy-Roman des Schriftstellers

Bernhard Hennes der Stollen der Zugang zur Welt der Heinzelmännchen sein. Ob tatsächlich dort dienstbare Hausgeister wohnen, ist eher zweifelhaft, denn der Stollen diente einem sehr materialistischen Zweck. Aber welchem genau?

Der Barbarastollen unter dem Hauptgebäude der Kölner Universität ist Objekt der Verwunderung und des Stolzes. Seinen Namen hat der Barbarastollen von der Heiligen Barbara von Nikomedien, einer Märtyrerin des 3. Jahrhunderts. Sie wird seit dem Mittelalter von den Bergleuten in Deutschland und Österreich als Schutzpatronin verehrt. Universitätsarchivar Dr. Andreas Freitäger hat die Entstehungsgeschichte des Museums für Handel und Industrie, zu dem der Stollen gehörte, nun erforscht.

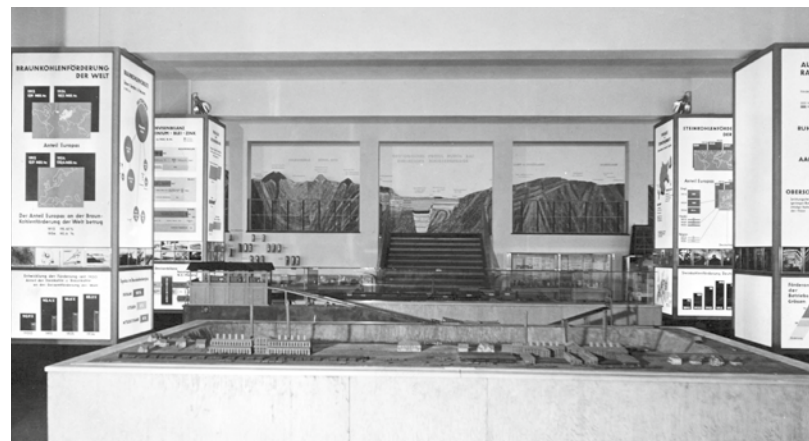
Dr. Andreas Freitäger, unter anderem Herausgeber der Schriftenreihe »Sedes sapientiae«, erklärt in seiner neuesten Publikation, wie es dazu kam, dass unter der Uni Köln ein nicht ganz echtes Bergwerk existiert. »Recht zu verstehen ist das universitäre Schaubergwerk nur im Kontext des 1909 an der damaligen Kölner Handelshochschule eröffneten Museums für Handel und Industrie«, erklärt Freitäger, der in seiner Funktion als Hüter der Artefakte Kölner Universitätsgeschichte auch die Reste des Museums verwahrt.

Der Barbarastollen, die Nachbildung eines Bergbaustollens aus dem frühen 20. Jahrhundert, ist sicherlich das bekannteste Geheimnis der Universität. Im Untergeschoss des Hauptgebäudes, in den Räumlichkeiten des Materiallagers und hinter einem Stapel mit Kopierpapier, liegt der Eingang des Stollens verborgen, der in die Tiefe führt. Lange Zeit war er vergessen. Seine Existenz ist inzwischen aber wieder bekannt, seit ihn der Arbeitsmediziner Profes-

Das Museum für Handel und Industrie wurde 1909 im Gebäude an der Claudiusstraße eröffnet. Seine Konzeption und Realisation lag in den Händen des Nationalökonomen Kurt Wiedenfeld (1871–1955), der im Jahre 1904 als Professor der wirtschaftlichen Staatswissenschaften an die Städtische Handelshochschule Köln berufen worden war.

Als Themenmuseum musste sich das Museum für

Der Ausstellungsraum des Museums für Industrie und Handel im Hauptgebäude der Kölner Uni in den 1930er Jahren. Gut zu erkennen ist das geologische Profil des rheinisch-westfälischen Bergbaugebiets hinten an der Wand. Durch moderne museumsdidaktische Mittel wie Leuchtsäulen und einem Diorama wurden die industriellen Prozesse verdeutlicht.





Heute werden von Zeit zu Zeit im Barbarastollen unter dem Hauptgebäude Führungen angeboten.

Handel und Industrie sowohl bei seiner Einrichtung 1901 bis 1909 als auch nach seinem Umzug in die neuen Gebäude der Universität im Jahr 1932 als »Schau westdeutscher Wirtschaft« von anderen, ähnlichen Ausstellungen absetzen und sich von populären Darstellungen des Themas distanzieren, erklärt Freitäger: »Das Ziel des Museums war die ganzheitliche Vermittlung wirtschaftlicher Prozesse und Zusammenhänge. Dabei behielt auch in der Neukonzeption der Bergbau seine vorherrschende Rolle.«

Die Darstellung der geologischen, geographischen und mengenmäßigen Verhältnisse des rheinisch-westfälischen Steinkohlenreviers leiteten die Ausstellung ein. Sie sind in Teilen noch heute im Materiallager des Hauptgebäudes – dem ehemaligen Vorraum des Museums – zu sehen. Im Anschluss wurden die wichtigsten Bergbauarbeiten wie Schürfen und Bohren, Sprengen, Schachtbau, Wasserhaltung, Bewetterung, Gewinnung, Förderung und schließlich Aufbereitung anhand von Modellen, Proben und Schemata erläutert. Für die Darstellung der bergmännischen Arbeiten untertage verwendete Wiedenfeld die 1892 bis 1894 veröffentlichten Fotografien des Freiburger Fotografen Heinrich Börner. »Diese waren zwar untertage aufgenommen worden, es handelt sich aber aufgrund der damaligen Fototechnik und der damit verbundenen langen Belichtungszeiten durchweg um gestellte Szenen«, sagt der Universitätsarchivar.

Auch in seiner neuen Form musste das Wirtschaftsmuseum der Universität 1932 auf einen Großteil der vorhandenen Bilderserien zu den Gewinnungs- und Verarbeitungsprozessen aus der alten Ausstellung zurückgreifen. »Der übernommene Bildbestand repräsentierte damals nicht mehr den aktuellen Stand der Technik, sondern den der Zeit um 1900. Aktuell und aktualisierbar waren dagegen Leuchtsäulen und Tafeln mit statistischen Angaben«, erklärt Freitäger. Die Bilder spiegelten also keinesfalls die Realität des Bergbaus der 1930er Jahre wider. Sie vermitteln dem Besucher das Bild eines weitgehend »sauberen«, gefahrlosen Bergbaus.

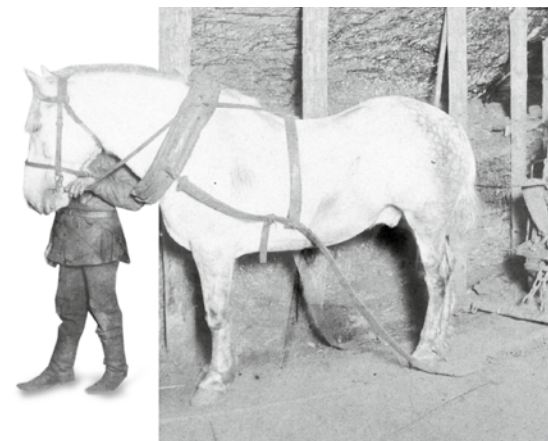
Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Museum Schritt für Schritt aufgelöst: Aufgrund des zunehmenden Raumbedarfs für Forschung und Lehre musste es immer mehr Räume abgeben und seine Bestände magaziniert. Diese gelten bis auf die 1968 dem Archiv übergebenen Buch- und Fotobestände seit 1945 als verloren.

Mit seinem Ende ging auch das Wissen um die Existenz des Schaubergwerks verloren, das nach seiner Wiederentdeckung von Professor Piekarski betreut wurde. Die Ruhrkohle AG ermöglichte eine Restaurierung des Barbarastollens, wobei auch der Eingang verlegt wurde. Dennoch konnte damit ein Stück Universitätsgeschichte wieder »ans Tageslicht« geholt werden.



MEHR INFOS:
barbarastollen.uni-koeln.de

Gestellte Szene des Freiburger Fotografen Heinrich Börner in einem Bergwerk in Freiberg/Sachsen. Mithilfe der neuen Technologie des Blitzlichts gelang es zwischen 1892 und 1894, diese Aufnahmen unter Tage zu machen. Bergbau war an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert eine gefährliche Tätigkeit, die viele Menschenleben kostete. Auf den Bildern wird hingegen eine idealisierte Form dargestellt. Originalabzüge dieser Bilder wurden seit 1909 im Museum für Handel und Industrie gezeigt und 1932 in die Schau Westdeutscher Wirtschaft übernommen.





Wer auf Lehramt studiert, muss nicht zwangsläufig später vor einer Klasse stehen. Mit einem Lehramtsstudium ist auch eine Promotion und eine Tätigkeit in der Wissenschaft möglich. Zur Vorbereitung bietet die Kölner Universität drei Forschungsklassen an. Drei Teilnehmende berichten über ihre persönliche Motivation, ihre Erfahrungen und ihre Pläne für die Zukunft.

EVA SCHISSLER



Die Lehramtsstudiengänge haben traditionell hohe Studierendenzahlen. Das überrascht kaum, denn der Lehrerberuf bietet Sicherheit, eine erfüllende Tätigkeit und ein gutes Gehalt. Doch es gibt auch andere Berufswege, die zu erkunden es sich lohnt – zum Beispiel in der Wissenschaft.

Im Verhältnis zu den hohen Studierendenzahlen verzeichnen die Fachdidaktiken und Bildungswissenschaften verhältnismäßig wenige Promotionen. Dem begegnet die Kölner Universität mit einem besonderen Programm. Seit dem Wintersemester 2016/17 bietet sie im Rahmen der Zukunftsstrategie Lehrer*innenbildung (ZuS) drei Forschungsklassen für Promotionsinteressierte an: »Heterogenität & Inklusion«, »Sprache & Fach«

sowie »Lehr-Lernprozesse & MINT«. Das Programm läuft über zwei Semester und dient der Vorbereitung eines eigenen kleinen Forschungsprojekts (Bachelorarbeit, Studienprojekt, Masterarbeit).

Lehramtsstudierende können sich hier mit der Möglichkeit einer Promotion und einer späteren wissenschaftlichen Karriere auseinandersetzen. Außerdem können sie wissenschaftliche Methoden kennenlernen, netzwerken und sich beruflich orientieren. Doch auch bereits Promovierenden und Lehrkräften, die schon an der Schule tätig sind, steht die Teilnahme an einer Forschungsklasse offen. Besonders letztere Gruppe bereichert nicht zuletzt auch die Wissenschaft mit ihren praktischen Erfahrungen. Diese Gruppe kann sich durch das

Programm zudem auf eine spätere Teilnahme an der Graduiertenschule am Zentrum für LehrerInnenbildung (ZfL) vorbereiten.

Auch für den späteren Schuldienst kann eine Promotion jedoch sinnvoll sein, denn promovierte Lehrer und Lehrerinnen stellen sicher, dass neueste wissenschaftliche Erkenntnisse in den Unterricht einfließen. Professor Dr. Michael Becker-Mrotzek vom Mercator-Institut für Sprachförderung und Deutsch als Zweitsprache leitet das Handlungsfeld »Nachwuchsförderung« bei der Zukunftsstrategie Lehrer*innenbildung: »Die Forschungsklassen sind ein bundesweit innovativer Ansatz, um Lehramtsstudierende mit eigenen kleinen Studien früh an die Bildungsforschung heranzuführen, um den Mangel an Nachwuchswissenschaftler*innen zu behe-



Timo Neubert

Der angehende Sonderpädagoge wollte schon während seines Studiums promovieren. Durch die ZUS Forschungsklasse hat er die Möglichkeit, ein Promotionsprojekt zum Thema Mehrsprachigkeit zu verfolgen.

ben. Die bisherigen Erfahrungen zeigen, dass viele Teilnehmende anschließend den Weg in die Wissenschaft gefunden haben.«

Netzwerken und Handlungsspielraum gewinnen

Timo Neubert hat sonderpädagogische Förderung mit den Fächern Deutsch und ästhetische Erziehung auf Lehramt studiert. Im Sommersemester 2017 und Wintersemester 2017/18 hat er die Klasse »Heterogenität und Inklusion« durchlaufen und ist jetzt wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand bei Professorin Dr. Argyro Panagiotopoulou, Inhaberin der Professur für Erziehungswissenschaften, Schwerpunkt Bildung und Entwicklung in Früher Kindheit –

eine Stelle, die sich aus seiner Teilnahme an der Forschungsklasse ergeben hat. Er verfolgt ein Promotionsprojekt zum Thema Mehrsprachigkeit an deutschen Schulen im Ausland.

»Im Studium haben einige Kommiliton*innen das Lehramtsstudium als Einbahnstraße wahrgenommen. Sie dachten, sie könnten dann ihr ganzes Berufsleben nur noch Lehrer oder Lehrerin sein. Die Promotion ist auch eine Möglichkeit, von dieser Denkweise loszukommen. Sie öffnet das Arbeitsfeld und man bekommt mehr Handlungsspielraum. Ich würde gerne an der Universität bleiben, aber die Jobaussichten in der Wissenschaft sind unsicherer als im Schuldienst. Also ist es gut, beide Optionen zu haben.

Ich hatte schon während meines Masterstudiengangs Interesse an Forschung und wollte promovieren, aber ich weiß nicht, ob

ich das ohne die Forschungsklasse hinbekommen hätte. Sie hat mir die Zeit geschenkt, mich intensiv mit pädagogisch-didaktischen Themen auseinanderzusetzen. Mit den anderen Teilnehmern und Teilnehmerinnen konnte ich mich auch über wissenschaftliche Berufsperspektiven austauschen. Das war sehr hilfreich.

Ich finde es wichtig, sich auch als Lehrer mit neuen Forschungsergebnissen auseinanderzusetzen. Das lernt man in der Forschungsklasse und während der Promotion.«

Schule und Universität kombinieren

Carolin Pargen hat kürzlich die Klasse »Lehr-Lern-Prozesse und MINT« abgeschlossen. Die Mathe- und Geographielehrerin hat großes Interesse an Forschung zu fachdidaktischen Themen, besonders zum Einsatz digitaler Medien im Unterricht. Bei ihr stand die berufliche Orientierung und Vorbereitung einer Promotion im Fokus: Durch die Teilnahme an der Forschungsklasse wollte sie herausfinden, ob eine Promotion das Richtige für sie ist.

Carolin Pargen

Die Lehrerin für Mathematik und Geographie beschäftigt sich intensiv mit fachdidaktischen Fragen. Sie wollte in der Forschungsklasse herausfinden, ob sie auch neben dem Job promovieren kann.



Nicole Eßer

Die Abgeordnete Lehrerin ist schon länger als Dozentin für Fachdidaktik Französisch an der Universität tätig. Sie fand erst mit der Zeit Gefallen an dem Gedanken, ein eigenes wissenschaftliches Projekt zu entwickeln.

»Mein Interesse an der Forschungs-
klasse ist aus einem Gespräch mit einer Studentin im Praxissemester an meiner Schule entstanden. Vorher hatte ich mich noch nicht mit dem Thema Promotion beschäftigt. Ich war damals allerdings noch in der Probezeit und musste erst mal im Schulbetrieb ankommen. Doch dann habe ich mich doch beworben. Studierende haben bei der Platzvergabe Vorrang, aber da noch ein Platz in der Klasse von Frau Dr. Suckut frei war, konnte ich teilnehmen. Frau Suckut war auch mal Lehrerin und ist jetzt ganz an der Uni. Es war sehr interessant, ihre persönlichen Beweggründe zu erfahren, sich für diesen Weg zu entscheiden.

Ich habe während des Programms viel über wissenschaftliche Methoden gelernt und wie man Digitalisierung im Klassenzimmer gestalten kann. Thematisch interessiert mich die Entwicklung von Bildungstools zu nachhaltiger Entwicklung. Ich möchte auf jeden Fall eine Promotion verfolgen, aber ich werde es nicht sofort machen, da mir dafür die Arbeit an der Schule im Moment viel zu viel Spaß macht. Optimal wäre es für mich, 50 Prozent an der Schule und 50 Prozent an der Universität arbeiten zu können. Aber die Chance, dass man das reibungslos hinbekommt und auch noch ein Privatleben hat, ist wohl eher gering. Man müsste sehr viel Zeit in die Arbeit stecken, denn beide Jobs fordern eigentlich mehr als 50 Prozent der Arbeitszeit.

Langfristig möchte ich die Arbeit an der Schule auf keinen Fall aufgeben. Die Schüler und das Kollegiale haben für mich einen hohen Stellenwert.«

Einmal Lehrerin, immer Lehrerin?

Nicole Eßer nimmt seit dem Sommersemester 2020 an der Klasse »Sprache und Fach« teil. Die Abgeordnete Lehrerin ist zusätzlich Dozentin für Fachdidaktik Französisch an der Uni. Sie nutzt die Forschungs-

klasse als Ergänzung zu den Angeboten der Graduiertenschule am ZfL, um nach knapp zwanzig Jahren im Schuldienst wieder ins wissenschaftliche Arbeiten hereinzukommen und ihr Promotionsprojekt vorzubereiten.

»Als die Universität die Dozentur für Fachdidaktik Französisch ausgeschrieben hat, hatte ich damals eine Praktikantin, die sagte zu mir: »Nicole, das wäre doch was für dich, du bist doch immer interessiert an allem Neuen.« Zuerst dachte ich mir: »Ich, an die Uni? Niemals, ich bin doch froh, dass ich da raus bin.« Aber dann wuchs der Gedanke doch in mir. Ich liebe meinen Beruf, aber mich hat die Einstellung »Einmal Lehrer, immer Lehrer« immer gestört. Ich habe schon als junge Lehrerin gedacht: »Wenn ich irgendwann mal die Chance bekomme, etwas anderes zu machen, dann mache ich das auch.« Deshalb bin ich jetzt für vier Jahre befristet an die Uni abgeordnet. Mich interessierte zu Anfang vor allem die Lehre, die Arbeit mit den Lehramtsstudierenden. Die Stelle war aber mit einer Promotion verbunden. Da habe ich erst angefangen, mich mit Forschung auseinanderzusetzen und kam dann in die Forschungs-
klasse.

Ich war mir am Anfang nicht sicher, ob ich mir ein solches Projekt wirklich zutraue. Seit meiner Studienzeit hat sich das wissenschaftliche Arbeiten stark verändert. Die Forschungs-
klasse hat viel praktisches Wissen vermittelt und mir Mut gemacht. Am Ende des ersten Semesters haben wir alle bei einer Poster-Session den Stand unserer Projekte präsentiert. Das hat sogar richtig Spaß



gemacht. In meiner Arbeit geht es um die Förderung der kommunikativen Kompetenzen im Schreiben auf Französisch. Da geht es um eine Methode, die Schüler*innen fördert, die in der 8. Klasse nicht mehr so gut mitkommen. Ziel ist, möglichst viele bei der Stange zu halten.

Das Abenteuer Uni habe ich eigentlich mit der Einstellung begonnen: »Ich gehe da vier Jahre hin und dann gehe ich zurück an die Schule.« Mittlerweile weiß ich natürlich, dass es auch andere Möglichkeiten gibt. Aber die unbefristeten Stellen in der Wissenschaft sind sehr, sehr begrenzt. Ich werde es auf mich zukommen lassen.«

Die Zukunftsstrategie Lehrer*innenbildung wird an der Uni Köln im Rahmen der gemeinsamen »Qualitätsoffensive Lehrerbildung« von Bund und Ländern aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung gefördert.



Damals 1991



Der russische Germanist, Schriftsteller und Humanist **Lew Kopelew (1912–1997)** besucht Studierende beim Geldsammeln, um sie zu unterstützen. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion herrschte in Teilen der Gesellschaft Not, sodass die Stiftung »Continent e. V./Cap Anamur« sich entschlossen hatte zu helfen. »Engagierte Studenten und Studentinnen entschlossen sich im Dezember zu einer spontanen Hilfsaktion für die notleidende Bevölkerung in der Sowjetunion. Auf Anregung des Germanistikprofessors Dr. Werner Keller standen an drei Tagen Kommilitonen, mit Sammelbüchsen »bewaffnet«, an allen zentralen Punkten des

Universitätsgeländes, wo sie trotz frostiger Temperaturen oft stundenlang ausharrten«, schreibt das Universitätsjournal 1/1991 dazu. Kopelew, der im November 1980 aus der Sowjetunion ausgeharrt war und zunächst seinen Freund Heinrich Böll besuchte, wurde Anfang 1981 ausgebürgert. In Köln und an der Universität sehr willkommen, erhielt er 1981 den Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät. Die Sammlung wurde ein Erfolg. »Am Ende konnten der Stiftung »Continent e. V./Cap Anamur« weit über 12.000 DM ausgehändigt werden. Das Geld ist zur Anschaffung von Arzneimitteln und medizinischen Materialien bestimmt«, berichtete das Unijournal.

MIT BEEINTRÄCHTIGUNGEN AN DER UNI ARBEITEN

Inklusion findet nicht nur in den Strukturen der Hochschule statt, sondern auch in den Köpfen der Menschen. Das Projekt »Den Menschen eine Stimme geben« schildert die Erfahrungen von Menschen mit Behinderung an der Uni Köln.

ROBERT HAHN

Karin B.* sitzt in ihrem Büro irgendwo an der Universität. Die wissenschaftliche Angestellte arbeitet gerne an ihrem Lehrstuhl: Die Arbeit ist interessant und vielfältig, die Kolleginnen und Kollegen sind nett. Eine optimale Arbeitssituation. Doch manchmal ist Karin schneller erschöpft als andere. Alle sechs Wochen hat sie einen Infusionstag, um ihre Medikamente zu erhalten. Sie muss auf einen gesunden Lebensstil und einen geregelten Tagesablauf achten, sonst drängt ihre Krankheit mit Macht zurück an die Oberfläche. Karin hat Multiple Sklerose.

Man sieht der jungen Wissenschaftlerin ihre Erkrankung nicht an. Wie viele Menschen leidet sie an einer chronischen Krankheit, die ihr Leben erschwert und sie zu einer bestimmten Lebensweise zwingt – häufig ohne, dass die Kollegen es wissen.

Karin B. geht in ihrem Arbeitsumfeld offen mit ihrer Erkrankung um, nur ihren Namen will sie nicht über Google finden lassen. Sie nimmt an dem Projekt »Den Menschen eine Stimme geben« teil, in dem Menschen mit Behinderungen oder gesundheitlichen Beeinträchtigungen von ihren Erfahrungen in der Arbeitswelt Uni-

versität berichten. Das Projekt hat sich als eine Maßnahme aus dem Aktionsplan Inklusion der Uni Köln entwickelt und möchte betroffenen Studierenden, Lehrenden und Mitarbeitenden ein Forum bieten und zur Sensibilisierung beitragen.

Kündigung in der Probezeit

Aufgrund der Krankheit, die Karin B. seit Jahren begleitet, kann sie nicht so flexibel reagieren, wenn viel Arbeit zu bewältigen ist. Als wissenschaftliche Angestellte an der Uni ist das nicht einfach. Sie muss ihre Arbeit gut planen und aufteilen, damit sie genug Ruhephasen hat. »Ich bin durch die Erkrankung ein stetiger Arbeiter geworden«, sagt die junge Wissenschaftlerin. »Momentan fühle ich mich sehr gut. Ich habe wirksame Medikamente, sodass ich seit einiger Zeit mehr oder weniger schubfrei bin. Auch mein Lehrstuhl hat sich darauf eingestellt. Insofern kann ich mit dieser Erkrankung sehr gut leben.«

Die glücklichen Umstände, unter denen sie jetzt arbeitet, sind nicht selbstverständlich. Mit einer MS-

Erkrankung zu leben, bedeutet auch Einschränkungen, die ein früherer Chef in der Privatwirtschaft nicht akzeptieren wollte. »Das war ein Desaster. Ich wurde innerhalb der Probezeit gekündigt«, erinnert sich die Angestellte. Zwei Krankenhausaufenthalte hatten sie entbehrlich gemacht, obwohl ihr Chef von ihrer Erkrankung wusste. Karin hat für sich Konsequenzen daraus gezogen und geht nun von Anfang an offen mit ihrer Erkrankung um: »Ich habe es hier direkt im Vorstellungsgespräch gesagt. Ich erlebe es so, dass das für mich eine sehr gute Strategie ist, weil ich das Gefühl habe, dass Menschen es nicht mögen, dass sie durch so etwas überrascht werden und dann meinen, sie wären betrogen worden.« Heute lautet ihre Einstellung: Entweder die Menschen wollen mich mit dieser Erkrankung oder sie wollen mich nicht.

Ihre Kolleginnen und Kollegen hätten bisher sehr gut reagiert, wenn sie es erfahren. Meistens seien sie neugierig. »Ich habe da noch nie eine negative Reaktion erlebt. Das finde ich toll. Ich bin sehr dankbar für diese Erfahrungen«, sagt Karin B.

Einen Eisberg an die Oberfläche holen

Petra Stemmer vom Kuratorium Deutsche Altershilfe leitet die Arbeitsgruppe »Den Menschen eine Stimme geben« an der Universität in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Sozialpolitik und Methoden der qualitativen Sozialforschung. Die Gruppe besteht aus Wissenschaftlerinnen, Wissenschaftlern, Studierenden und Angestellten der Kölner Uni. Stemmer beschäftigt sich in ihrer Forschung seit Jahren mit dem Thema Behinderung, auch in direkten empirischen Befragungen: »Ich habe großen Respekt vor den Leistungen gesundheitlich beeinträchtigter Menschen und möchte generell eine Inklusionsdebatte in der Hochschule voranbringen.«

Innerhalb der freiwilligen Mitarbeit bei der Arbeitsgruppe »Strategie und Struktur« zum Inklusionsplan war es ihre Idee, zu einer Sensibilisierung für das Thema an der Universität beizutragen. »Es geht darum, dass Inklusion in den Köpfen der Menschen stattfindet und nicht nur strukturell, sondern auch tatsächlich gelebt werden muss, dass sie in die Hochschulkultur verinnerlicht ist«, erklärt

sie. »Das geschieht über den Austausch der Menschen untereinander und über Verstehen – und ganz stark durch Information und Thematisierung.«

Stemmer vergleicht das Thema mit einem Eisberg, der in das Bewusstsein der Menschen gehoben werden müsse. Auf der Projektwebseite sind deshalb die ersten sechs Erfahrungsberichte von Mitarbeiterinnen, Mitarbeitern und Studierenden veröffentlicht, die von ihrem Leben und Arbeiten mit Beeinträchtigung an der Kölner Uni erzählen. »Die Thematisierung verbessert die Wahrnehmung von Inklusion, weil die Hochschulmitglieder darüber in Austausch miteinander gehen und Unterstützung erfahren können sowie seitens der Hochschule in ihren Themen als wichtig empfunden werden«, sagt die Wissenschaftlerin.

Sich trauen, es zu sagen

Gerade Menschen, die noch nicht mit gesundheitlicher Beeinträchtigung zu tun hatten, werde so die Möglichkeit geboten, den Studien- und Arbeitsalltag von Menschen mit Beeinträchtigung zu teilen und die Anforderungen an, aber auch die besonderen Stärken dieser Menschen zu verstehen. Das Projekt will dazu beitragen, mögliche Be-

rührungsängste und Vorurteile abzubauen.

»Das Thema ist nicht so fern, wie manche vielleicht denken«, sagt Stemmer. »Es kann jeden von uns betreffen.« Umfragen haben ergeben, dass etwa 25 Prozent der befragten Studierenden ihre Beeinträchtigung erst während des Studiums erworben haben.

Wenn sich mehr Menschen trauen, ihre Erkrankung offen zu legen, dann könnte ein Umfeld entstehen, in dem eine Behinderung oder Beeinträchtigung mehr Normalität wird, findet auch Karin B.: »Menschen, die es verbergen, tun das zu hohen Kosten, weil sie nicht im Sinne ihrer Gesundheit handeln, wenn sie es nicht sagen. Man leidet psychisch darunter, wenn man sich verstellen muss. Wenn man ein Stigma verbirgt, führt das zu Gefühlen wie Scham oder Schuld.« Auch der Arbeitgeber habe die Chance, Anpassungen vorzunehmen, wenn er um die Erkrankung weiß. Deshalb geht Karin B. mit ihrem Erfahrungsbericht an die Öffentlichkeit: »Je mehr Leute es sagen, desto mehr Leute trauen sich auch, es zu sagen.«

Weitere Informationen: vielfalt.uni-koeln.de/inklusion/den-menschen-eine-stimme-geben

*Name der Redaktion bekannt.



»MAN MUSS SICH REINFUCHSEN, DANN KANN ALLES SPASS MACHEN«

Jörg Mayr zog mit 19 Jahren aus dem Allgäu nach Köln – aus Liebe zum Sport. Dreizehn Jahre spielte er bei den Kölner Haien und in der Nationalmannschaft Eishockey. Heute ist der Alumnus der Rechtswissenschaftlichen Fakultät Fachanwalt für Baurecht. Seine Erfahrung: Es gibt nicht nur den einen Weg zum Glück.

////////////////////

DAS GESPRÄCH FÜHRTE EVA SCHISSLER

Herr Mayr, warum sind Sie nach Köln zu den Haien gekommen?

Das war damals eine klare Wahl. Bei meinem Heimatverein, dem EV Füssen im Allgäu, habe ich schon in der A-Mannschaft in der 2. Bundesliga gespielt. Köln war 1989, als ich kam, mit Abstand die beste Mannschaft. In allen drei Vorjahren hatten die Haie die Deutsche Meisterschaft gewonnen.

Haben Sie auch direkt mit dem Jurastudium angefangen?

Fast. Im ersten Jahr war ich noch offiziell bei der Bundeswehr. Für mich als Juniorennationalspieler war es aber relativ einfach: Nach der Grundausbildung kam ich zur Sportkompanie. Da konnte ich ganz normal weiter Eishockey spielen. Das Studium habe ich danach aufgenommen.

Warum gerade Jura?

Mein Bruder hat Medizin studiert. Da wusste ich also schon, dass es sehr viele Präsenzveranstaltungen gibt. Das hätte mit dem Eishockey nicht geklappt. Für die Naturwissenschaften war ich zu blöd, BWL wollte ich nicht – Mathe war nicht so meine größte Stärke. Und die Geisteswissenschaften erschienen mir eher brotlos. Da dachte ich: Mache ich doch Jura.

Gab es Phasen, in denen es schwierig war, Sport und Studium unter einen Hut zu bringen?

Ja, obwohl das damals sicherlich einfacher war, als es heute wäre. Es gab einige Semester, in denen ich gar nichts für die Uni gemacht habe. Im Frühjahr sind im Eishockey immer die Playoffs. Im Fußball gewinnt ja der Verein die Meisterschaft, der die meisten Punkte hat. Im Eishockey gibt es ein K.o.-System. Da spielt dann der Erste gegen den Achten, der Zweite gegen den Siebten und so weiter. Das ist natürlich spannend, denn theoretisch kann auch der Verein auf Platz acht noch Deutscher Meister werden. Köln war immer einer der Favoriten und wir sind weit gekommen. Ich war in dreizehn Jahren sechsmal im Finale. Danach war dann noch Weltmeisterschaft mit der Nationalmannschaft. Bei den Olympischen Spielen war ich auch dreimal dabei. In diesen Phasen hatte ich wenig Zeit, etwas Anderes zu machen.

1995 gewann Jörg Mayr mit den Kölner Haien die Deutsche Meisterschaft. Seine Rückennummer 6 wird von den Kölner Haien als Anerkennung für seine Leistungen für den Verein nicht mehr vergeben.





// Jörg Mayr spielte von
 // 1989 bis 2002 Eishockey
 // bei den Kölner Haien und
 // in der National-
 // mannschaft. Nach einer
 // Verletzung bei den
 // Olympischen Spielen in
 // Salt Lake City beendete
 // er seine aktive Sportler-
 // karriere. Heute ist er
 // Fachanwalt für Baurecht
 // in der Kanzlei Heidland,
 // Werres und Diederichs
 // in Köln.

Sind Sie dem Eishockey heute noch verbunden?

Ich bin für die Liga im Disziplinarausschuss tätig und überprüfe Schiedsrichterentscheidungen. Das mache ich schon, seitdem ich aufgehört habe, aktiv zu spielen. Natürlich beobachte ich dabei auch die Nationalmannschaft und die Kölner Haie. Ab und an spiele ich auch noch; vielleicht ein bis zwei Mal im Jahr gehe ich aufs Eis, aber das war es auch schon.

Hätten Sie sich früher mehr Zeit für das Studium, mehr Zeit für den Sport oder ganz allgemein mehr Zeit gewünscht?

Für den Sport hatte ich sehr viel Zeit, denn da lag mein Hauptfokus drauf. Es ist ein bisschen schade: Das normale Studentenleben und die Freundschaften aus dem Studium sind bei mir durch den Sport etwas zu kurz gekommen. Auch für das Studium hätte ich manchmal gerne mehr Zeit gehabt. Aber bei Jura kommt nach dem Studium erst einmal die Referendarzeit. Da lernt man dann praktische Sachen, zum Beispiel Prozessrecht, und vertieft Vieles aus dem Studium. So konnte ich ein Paar Lücken schließen. Mir leuchteten in dieser Zeit viele Dinge ein, die ich im Studium einfach nur auswendig gelernt hatte.

Wie sind Sie zu ihrem heutigen Beruf und ihrer Spezialisierung auf das Baurecht gekommen?

Da war viel Zufall dabei. Nachdem ich das zweite Staatsexamen gemacht hatte, habe ich mich bei einer Kanzlei auf eine Stelle im Gesellschaftsrecht beworben. Darauf war ich durch einen Freund gekommen, der das

sehr erfolgreich machte. Im Bewerbungsgespräch wurde ich dann gefragt: »Promovieren Sie denn im Gesellschaftsrecht und hatten Sie das als Schwerpunkt?« Als ich verneinte, merkte ich schon, dass ich durchgefallen war. Aber dann sagten sie: »Wir suchen auch jemanden im Baurecht. Vielleicht wäre das ja was für Sie: Da brauchen Sie keine Vorkenntnisse. Außerdem sind die Mandanten in der Baubranche ein bisschen handfester und es geht rustikaler zu.« Da war ich natürlich erst mal beleidigt.

Verständlicherweise.

Aber im Nachhinein habe ich mir gedacht: Vielleicht ist das ja gar keine so schlechte Idee. Also habe ich mich in einer anderen, auf Baurecht spezialisierten Kanzlei beworben. Das hat sich als super Wahl herausgestellt. Aber es hätte sicherlich auch ein anderes Rechtsgebiet werden können. Man muss sich in die Sachen einfach richtig reinfuchsen, dann kann man alles gut machen; dann kann man an allem Spaß haben und damit zufrieden sein.

Es war also nicht Ihr großer Traum?

Ich glaube, es gibt nicht nur die eine Berufung. Man muss sich davon verabschieden, dass es nur das Eine, allein Seligmachende gibt. Wäre ich Schreiner geworden, würde es mir wahrscheinlich auch Spaß machen. Was nicht heißt, dass man sich nicht manchmal auch reinbeißen und rein kämpfen muss – so einfach ist es nicht. *Per aspera ad astra*: Über raue Pfade gelangt man zu den Sternen. Zuweilen muss man dabei auch hart zu sich selbst sein. Aber wenn man das beherzigt, lohnt es sich.

In was mussten Sie sich im Baurecht reinfuchsen?

In die technischen Sachverhalte. Als Jurist, der in der Praxis arbeitet, muss man immer erst einmal den Sachverhalt richtig aufklären. Es gibt viele technische Probleme, an denen sich das Juristische dann in die eine oder andere Richtung entscheidet. Und es stimmt schon: Die Klientel ist wirklich etwas »handfester«, aber das finde ich nicht schlimm. Mir würde beispielsweise das Familienrecht nicht liegen. Es ist nicht schön, wenn in Scheidungsfällen kurz vor Weihnachten die einstweiligen Verfügungen hin und her gehen, wo das Kind Heiligabend verbringen soll. Das wäre nichts für mich. Da ist es schwer, eine Distanz hinzukriegen. Im Baurecht ist das einfacher – was nicht heißt, dass ich mich nicht auch mit den Menschen identifiziere, für die ich tätig bin. Wer ein guter Anwalt sein will, muss Leidenschaft mitbringen. Ein bisschen Spaß an der Auseinandersetzung und am Wettbewerb müssen auch dabei sein – wie im Sport.



**KÖLNALUMNI
IST IHR NETZ-
WERK** an der
Universität zu Köln:

international, lebendig und generationsübergreifend! Die Mitgliedschaft für Studierende, MitarbeiterInnen und Alumni ist kostenlos und eine unkomplizierte Registrierung unter www.koelnalumni.de möglich.

HERZLICHEN DANK FÜR IHRE UNTERSTÜTZUNG IM JAHR 2020!

**Engagierte Stifterinnen, Spender und Unternehmen unterstützen
erstklassige Bildung an der Universität zu Köln**



Vieles, was die Universität zu Köln auszeichnet, wird teilweise erst durch private und privatwirtschaftliche Förderung möglich: Stipendien, die Unterstützung von Studierenden durch unseren Corona-Notfallfonds, Sprachprojekte und naturwissenschaftliche Förderung in Schulen, Stiftungsprofessuren oder Summer Schools.

Das alles können wir nur realisieren, weil engagierte Privatpersonen, Stiftungen und Unternehmen uns auch in diesem Jahr tatkräftig unterstützt haben. Diese wichtigen Impulse machen

unsere Hochschule erst zu dem, was sie ist: eine Bürgeruniversität mit einem vielfältigen Angebot für unsere Studierenden und die Menschen der Stadt.

Wir danken deshalb allen unseren Freunden, Partnern und Förderern – auch im Namen der Studierenden – herzlich für ihre Unterstützung im vergangenen Jahr!

Selbstverständlich danken wir auch allen Förderinnen und Förderern, die sich großzügig und selbstlos für die Universität zu Köln stark machen – ohne genannt werden zu wollen.

PRIVATPERSONEN

- Prof. Dr. Klaus Adolphi
- Cigdem Ahi
- Dr. rer. nat. Matthias Alisch
- Brigitte Ax
- Prof. Dr. Wolfram Ax (†)
- Katja und Friedrich Karl Bänfer
- Prof. Dr. K. Bartenbach
- Christel Barth
- Henrike Bassenge
- Frauke Berndt
- Lutz Berneke
- Frank und Renate Bertram
- Dr. Thomas Bittner
- Thomas und Tobias Boelter
- Erwin Breidebach
- Juliane Brisbois
- Prof. Dr. Hans-Joachim und Ingrid Burscheid
- Prof. Dr. Marion Büttgen
- Dr. Erich Coenen
- Axel Dahm
- Christiane Doben
- Prof. Dr. Walter Doerfler
- Prof. Dr. Jürgen B. Donges und Maria.-C. Gutierrez Garcia
- Antje Duda
- Jost Dülffer
- Prof. Dr. Öyvind Eide
- Prof. Dr. Werner Engelhardt
- Christiane Elsenbach
- Prof. Dr. Otto Ermer
- Dr. Edgar Georg Ernst
- Tordis Eulenberg
- Margareta Ewen
- Karl Faßnacht
- Dr. Georg Federmann
- Klaus Martin Finzel
- Alexander und Monika Flocke
- Prof. Dr. Ulf-Ingo Flügge
- Univ.-Prof. Dr. med. Ellen Gibbels
- Dr. Dietrich Gottwald
- Helmut Graf
- Dr. Erwin Harbusch
- Prof. Dr. Norbert Herzig
- Jutta und Bolko Hoffmann
- Bert Höppner
- Dr. Monika Horst
- Karl-Ernst Jaath
- Dr. Manfred Jautelat
- Dr. Eberhard Jürgens
- Ute und Christoph Alexander Kahl
- Prof. Dr. Michael und Rita Kerschgens
- Dr. Jürgen Köcher
- Reinhold Köllmann
- Volker Klockhaus
- Prof. Josef und Elsabe Kloock
- Stephan Kloock
- Karl-Heinz und Inge Knöss
- Prof. Dr. Bernd Koglin
- Prof. Dr. dres. h.c. Richard Köhler (†)
- Ulrich Korwitz
- Hans Peter Kottmair
- Norbert Kowalski
- Rosemarie Kraft
- Dr. Norma Kreuzberger
- Prof. Dr. Helmut Lamm
- Brigitte Langner
- Prof. Dr. Eckhard Lechler
- Dr. Holger Lichau
- Prof. Dr. René Lorenz
- Rolf Maassen

- Andreas de Maizière
- Helga und Heinz Martin
- Friedrich Matthäus
- Ilona und Rudolf van Meegen
- Karsten Meisloch
- Dr. Kurt Metelmann und Heidrun Metelmann
- Dr. Zahit und Dr. Nedret Metin
- Prof. Dr. Rainer Minz
- Prof. Karl und Susanne Mosler
- Karl-Heinz Naßmacher
- Dr. med. Ursula A. Neufang und Prof. Dr. med. Karl F. R. Neufang
- Dr. Gerda und Dr. Hanns Noppeney
- Prof. Dr. Axel Ockenfels
- Dr. Arendt Oetker
- Dr. Christiane Oppenheimer-Stix
- Georg Johannes Pauelsen
- Anne und Paul Porzelt
- Jürgen und Susanne Raab
- Dr. med. Stefano Ragogna
- Prof. Dr. Walter Rahn
- Prof. Dr. Christiane Reiners
- Eckehard Renner
- Klaus und Gisela Schäfer
- Prof. Dr. Horst Schellhaaß
- Ulrich und Ute Schelski
- Dr. Johann M. Schmidt
- Dr. Thomas B. Schmidt
- Prof. Dr. Ursula Schmidt-Westphal und Prof. Dr. Siegbert Schmidt
- Rudi Schmit
- Prof. Dr. med. Rita Schmutzler
- Marianne und Gunther Schodlok
- Wilma Schoele
- Dorel Scholz
- Edith und Dr. Franz Schoser
- Nachlass von Prof. Dr. Georg Schreiner
- Hans-Erich Schröder-Conrad und Brigitte Conrad
- Stephan Seck
- Hans Eberhard Seidel
- Roswith Siewerd
- Detlef Sonnabend
- Wolf Nicolas Spengler
- Dr. Manfred Stach und Karin Stach-Foerste
- Dr. Kurt M. Strack
- Dr. Klaus Tebbe
- Hans-Ulrich Trippen
- Dipl.-Kf. Georg Virnich
- Prof. Dr. Götz Voppel und Annelen Voppel
- Heinz Wanger
- Diane und Prof. Dr. Dr. h.c. Axel Weber
- Walter und Sigrid Weißenberger
- Prof. Dr. Carl Christian von Weizsäcker
- Klaus Welters
- Barbara und Univ.-Prof. Dr. Manfred Wichelhaus
- Wolfgang Wildgrube
- Stefanie Willaredt
- Christina Wippermann
- Dr. Gerhard Zabel
- Dr. Engelbert Zass
- Dr. Jürgen Zech

STIFTUNGEN UND VEREINE

- A und A Kulturstiftung
- Alumni Vereinigung der ERGO Performance Programme e.V.
- Annemarie und Helmut Börner Stiftung
- apoBank-Stiftung
- BBBank Stiftung
- Dr. Dirk Baier Stiftung
- Dr. Hack Stiftung
- Dr. Hans Riegel-Stiftung

- Dr. Jost Henkel Stiftung
- Dr. Jürgen Meyer Stiftung
- DZ Bank Stiftung
- Ehrhardt-Imelmann-Stiftung
- fgs - Verein zur Förderung des GastHans Dornbluth Stiftung
- Hörer- und Seniorenstudiums an der Universität zu Köln e.V
- Ford Motor Company Fund
- Gemeinnützige Stiftung der Familie Gude
- Günter, Anna-Maria und Uta Bär-Stiftung (vertreten durch den Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft)
- Imhoff Stiftung
- Internationaler Lyceum Club Köln
- Kölner Gymnasial- und Stiftungsfonds
- Kurt und Maria Dohle Stiftung
- Rochus und Beatrice Mummert-Stiftung
- Sportsstiftung NRW
- Stiftung Macaria
- Stiftung Maria Pesch
- Stiftung miteinander-füreinander der Volksbank Köln Bonn eG
- Stiftung Stipendienfonds des FCI (Fonds der Chemischen Industrie)
- Studienstiftung Markomania-Franco-Guestphalia
- TÜV Rheinland Stiftung
- Verein zur Förderung der genossenschaftswissenschaftlichen Forschung an der Universität zu Köln e.V.
- ZONTA Club Köln 2008 e.V.
- Zeit-Stiftung

UNTERNEHMEN

- allen & overy LLP
- AMGEN GmbH
- Ärzte-Wirtschafts-Zentrum Cicholas Krzemien OHG
- Bank für Sozialwirtschaft AG
- BASF SE
- Bertelsmann SE & Co. KGaA
- Canada Life Assurance Europe Limited
- Continentale Krankenversicherung e.G.
- devocom GmbH
- d-fine GmbH
- DSGF Deutsche Servicegesellschaft für Finanzdienstleister mbH
- Gerolsteiner Brunnen GmbH & Co. KG
- GÖRG Partnerschaft von Rechtsanwälten MBB
- Gothaer Allgemeine Versicherung AG
- Haas Steuerberatungsgesellschaft mbH
- Helmut Lingen Verlag GmbH
- hkp Deutschland GmbH
- kadawitfeldarchitektur
- Kapellmann und Partner Rechtsanwälte mbB
- Koelnmesse GmbH
- KÖTTER GmbH & Co. KG
- Kreissparkasse Köln
- LANXESS AG
- MLP Finanzberatung SE
- NETCOLOGNE Gesellschaft für Telekommunikation mbH
- NRW.Bank
- PNHR Dr. Pelka und Sozien GmbH, Rechtsanwalts-gesellschaft, Steuerberatungsgesellschaft
- PPM Sensortechnik GmbH
- Sparkasse KölnBonn
- Rechtsanwälte Lampmann, Haberkamm & Rosenbaum Partnerschaft
- REWE Group
- Santander Universitäten
- Stadtwerke Köln GmbH
- Thurn und Taxis Consulting AG / Torsten Ziegler
- TIMETOACT
- Zurich Gruppe Deutschland

(Stand: Mitte November 2020/erfa)

NEUE PROFESSORINNEN UND PROFESSOREN

MEDIZINISCHE

//// FAKULTÄT ////



Professorin Dr. Verena Prokosch-Willing, bisher Universitätsklinik Mainz, ist zum 1. Oktober 2020 dem Ruf auf die W2-Professur für

Glaukomerkrankungen an der Medizinischen Fakultät und am Zentrum für Augeneheilkunde der Uniklinik Köln gefolgt. Klinischer und wissenschaftlicher Schwerpunkt der international anerkannten Glaukomspezialistin ist das gesamte Spektrum der konservativen und operativen Glaukomtherapie. Neben der klinischen Tätigkeit befasst sich die 39-jährige seit ihrer Promotion grundlagenwissenschaftlich mit der Regeneration und Degeneration retinaler Ganglienzellen beim Glaukom. Sie leitet seit 2014 eine eigene, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte Arbeitsgruppe, die bereits mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet wurde. Professorin Prokosch-Willing hat an den Universitäten in Münster, Valencia (Spanien), Bergen (Norwegen) und Zürich (Schweiz) Humanmedizin studiert und ihre Facharztausbildung an der Universitätsklinik Münster absolviert, bevor sie als Oberärztin für Glaukomerkrankungen an die Universitätsklinik Mainz wechselte.

////

PHILOSOPHISCHE

//// FAKULTÄT ////



Dr. Magnus Lerch, bisher Universität Wien, ist zum W1-Professor für Dogmatik/Dogmengeschichte und Ökumenische Theologie

mit Tenure Track am Institut für Katholische Theologie der Philosophischen Fakultät ernannt worden.

Der 1982 in Bonn geborene Wissenschaftler hat Katholische Theologie in Bonn und Münster studiert und wurde mit einer Arbeit zu den Herausforderungen des neuzeitlichen Freiheitsdenkens für die Theologie der Offenbarung promoviert. Im Anschluss war Dr. Lerch als Universitätsassistent (Postdoc) an der Universität Wien tätig, bis er 2020 dem Ruf an die Universität zu Köln folgte. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen das Verhältnis von Katholizismus und Moderne, philosophisch-theologische Freiheitsdiskurse und Geschichtskonzepte in der evangelischen und katholischen Theologie.

////

MATHEMATISCH- NATURWISSENSCHAFTLICHE

//// FAKULTÄT ////



Professorin Dr. Katharina Groß, bisher Universität Wien, ist zur W2-Professur für Chemiedidaktik in der Mathematisch-

Naturwissenschaftlichen Fakultät ernannt worden. Die 1983 in Brühl geborene Wissenschaftlerin hat von 2003 bis 2009 an der Universität zu Köln und an der Deutschen Sporthochschule Köln die Fächer Chemie und Sport auf Lehramt für Gymnasien und Gesamtschulen studiert. Nach ihrer Promotion 2013 in der Chemiedidaktik an der Universität zu Köln mit der Dissertation »Experimente alternativ dokumentieren – eine qualitative Studie zur Förderung der Diagnose- und Differenzierungskompetenz in der Chemielehrerbildung« legte sie 2014 ihr zweites Staatsexamen ab.

Bis zu ihrer Berufung 2016 zur Juniorprofessorin für Naturwissenschaftsdidaktik mit Schwerpunkt Sonderpädagogik an der Universität zu Köln war sie an der Universität sowie an einem Kölner Gymnasium tätig. Im April 2018 folgte sie dem Ruf auf die Universitätsprofessur für Didaktik der Chemie an der Universität Wien. Zu ihren Hauptforschungsgebieten gehören der inklusive Chemieunterricht, Diagnose- und Differenzierungskompetenz in der Chemielehrerbildung, Diagnostizieren und individuell fördern im Chemieunterricht, Einsatz und Analyse von Erklärvideos sowie die außerschulische Lernumgebung ELKE – Experimentieren-Lernen-Kompetenzen Erwerben.

////



Dr. Stephanie Kath-Schorr, bisher Nachwuchsgruppenleiterin an der Universität Bonn, ist zur W2-Professorin für Organische Chemie

(BLP-Professur mit Tenure Track nach W3) am Department für Chemie ernannt worden. Die gebürtige Frankfurterin (Jahrgang 1982) promovierte 2010 an der Ludwig-Maximilians-Universität München zum Thema Erbgutschäden durch aromatische Aminoverbindungen. Nach einem Postdoktorat an der Universität Dundee (Schottland) kehrte Kath-Schorr 2013 nach Deutschland zurück, um am LIMES-Institut (Life and Medical Sciences) der Universität Bonn eine durch den Fonds der Chemischen Industrie geförderte Nachwuchsgruppe im Bereich der Chemischen Biologie aufzubauen.

Kath-Schorr forscht im Bereich der Nukleinsäurechemie und Chemischen Biologie mit einem Schwerpunkt in der Synthese und Untersuchung chemisch modifizierter Ribonukleinsäuren. In ihrer Arbeitsgruppe werden artifizielle Nukleinsäuren aus synthetischen Bausteinen entwickelt, die neuartige Funktionen ausüben und neben der Erkennung von biologisch relevanten Zielmolekülen auch katalytische Aktivität besitzen.



Dr. Marcel Schubert, Gruppenleiter und Royal Society Dorothy Hodgkin Fellow an der University of St Andrews (UK), ist zum W1-

Professor für Biointegrierte Photonik mit Tenure Track am Zentrum für NanoBioPhotonik des Departments für Chemie ernannt worden.

Dr. Schubert hat zunächst an der Universität Potsdam Physik studiert und dort 2014 auf dem Gebiet der organischen Elektronik promoviert. Mit dem Wechsel an die University of St Andrews erfolgte eine wissenschaftliche Umorientierung auf die Gebiete Biophotonik und biologische Laser. Am neugegründeten Zentrum für NanoBioPhotonik wird er in Zukunft neuartige Mikro- und Nanolaser für Anwendungen in der Biologie und Medizin erforschen.



Dr. Carina Zindel, bisher Technische Universität Dortmund, ist zur W1-Professorin für Mathematikdidaktik (mit Schwerpunkt

informatische Bildung) mit Tenure Track am Institut für Mathematikdidaktik der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät ernannt worden. Nach ihrem Studium der Mathematik und Informatik für gymnasiales Lehramt war Dr. Zindel als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Entwicklung und Erforschung des Mathematikunterrichts (IEEM) an der TU Dortmund tätig. Ihre Promotion schloss sie im Jahr 2018 mit der Dissertation »Den Kern des Funktionsbegriffs verstehen – eine Entwicklungsforschungsstudie zur fach- und sprachintegrierten Förderung« ab. In Zukunft wird sie sich mit Fragen der informatischen (Allgemein-)Bildung an der Schnittstelle von Mathematik- und Informatikdidaktik beschäftigen.



VERSTORBEN

Professor Dr. Hans-Jürgen Andreß, Institut für Soziologie und Sozialpsychologie (ISS), ist am 17. August 2020 im Alter von **67 Jahren** verstorben.

Professor Dr. Christoph Kuhner, Direktor des Seminars für Allgemeine BWL und Wirtschaftsprüfung (Treuhandsseminar), ist am 25. September 2020 im Alter von **56 Jahren** verstorben.

Bettina Lindhorst, Dipl.-Ing., I. Physikalisches Institut, ist am 12. Oktober 2020 im Alter von **44 Jahren** verstorben.

Dr. Paul Otto Samuelsdorff, Akademischer Oberrat i.R. am Institut für Linguistik, ist am 18. August 2020 im Alter von **97 Jahren** verstorben.

Christoph Schapka, Dipl.-Archivar (FH), Universitätsarchiv, ist am 13. Oktober 2020 im Alter von **44 Jahren** verstorben.

Professor Dr. Dr. h.c. Hartmut Schiedermaier, Lehrstuhl für Öffentliches Recht, Völkerrecht und Rechtsphilosophie, ist am 23. August 2020 im Alter von **84 Jahren** verstorben.



DIE UNIVERSITÄT TRAUERT UM PROFESSOR DR. DR. H.C. DR. H.C. RICHARD KÖHLER

Die Universität zu Köln hat mit Professor Dr. Dr. h.c. Dr. h.c. Richard Köhler einen international renommierten Wissenschaftler, hervorragenden Gestalter und besonders engagierten Unterstützer verloren. Professor Köhler verstarb am 4. September 2020 nach kurzer, schwerer Krankheit. Sein Tod kam unerwartet und lässt Kolleginnen und Kollegen, Absolventinnen und Absolventen und alle, die ihn kannten, in tiefer Trauer zurück.

Richard Köhler studierte Betriebswirtschaftslehre an den Universitäten Würzburg und Mannheim. In Mannheim erhielt er auch seinen Dokortitel und habilitierte sich. Seine erste Station als ordentlicher Professor führte ihn 1973 an die RWTH Aachen. Seit 1979 war er bis zu seiner Emeritierung als Direktor des Seminars für Allgemeine BWL, Marketing und Marktforschung an der Universität zu Köln tätig.

Richard Köhler blieb auch nach seiner Emeritierung vor fast zwanzig Jahren der Marketingarea an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät eng verbunden. Er gehörte zur Generation der »Marketingpioniere«, die das Fach in der deutschen

Betriebswirtschaftslehre aufgebaut haben. Professor Köhler war an der ganzen Breite des neuen Fachs interessiert und setzte in seiner langen Laufbahn verschiedene Schwerpunkte von der Entscheidungsorientierung über die Marketingplanung und -strategie bis hin zum Markenmanagement. Neben seiner Spezialisierung auf die Marketingwissenschaft hat er aber nie den Blick für die ganze Betriebswirtschaftslehre und das Unternehmen verloren. Er war Vorstandsmitglied im Verband der Hochschullehrer für Betriebswirtschaft (VHB) und hat sich dort vor allem um die Nachwuchsförderung verdient gemacht. Für seine großen Verdienste ist er mehrfach ausgezeichnet worden und hat so die Ehrendoktorwürden der Universitäten Eichstätt-Ingolstadt und Potsdam erhalten.

Besonders erwähnenswert ist sein Engagement für die Universität als Ganzes. Richard Köhler initiierte als Gründungspräsident von KölnAlumni e.V. (2003 bis 2005) mit unermüdlichem Engagement die Gründung des Absolventennetzwerks der Universität zu Köln. Auch nach seiner Amtszeit begleitete er weiterhin das

Alumni-Netzwerk mit großer Verbundenheit und Wertschätzung als wichtiger Rat- und Impulsgeber. 2011 wurde er in Würdigung seiner Verdienste um die Alumni-Arbeit an der Universität zu Köln mit der Universitätsmedaille ausgezeichnet. Aufgrund seines umfassenden Engagements gehörte Richard Köhler zum Kreis der Honour Alumni an der Universität zu Köln.

Darüber hinaus hat Professor Köhler die Universität großzügig finanziell unterstützt. Für seine Unterstützung der Stiftung Studium und Lehre und der Stipendienprogramme sind ihm die Universität und die geförderten Studierenden sehr dankbar.

Professor Köhler gehört zu den Persönlichkeiten, die die Universität zu Köln in ganz besonderem Maße geprägt haben. Die Universität blickt mit Hochachtung, tiefer Wertschätzung und großer Dankbarkeit auf das lange Wirken von Richard Köhler zurück. Wir werden ihn als äußerst lebenswerten Kollegen und Menschen in Erinnerung behalten.

AUSZEICHNUNGEN UND EHRENÄMTER

ZWEI PREISE IN EINER WOCHE: DIABETES-
PREIS UND ERNST-SCHERING-PREIS FÜR
PROFESSOR BRÜNING



Professor Dr. Jens C. Brüning, CECAD-Gruppenleiter, Direktor des Max-Planck-Instituts für Stoffwechselforschung in Köln und Endokrinologe

am Universitätsklinikum Köln, wurde für seine hervorragenden Leistungen zur Erforschung von Diabetes von der European Association for the Study of Diabetes (EASD) und der unabhängigen dänischen Novo Nordisk Stiftung mit dem Diabetes-Preis 2020 ausgezeichnet. Professor Brüning wurde zudem am 30. September mit dem Ernst-Schering-Preis geehrt. Der Diabetes-Preis der EASD-Novo Nordisk Stif-

tung wird jedes Jahr an einen Forscher oder eine Forscherin für herausragende wissenschaftliche Beiträge vergeben, die das Wissen über Diabetes erweitert haben. Der renommierte Wissenschaftspreis ist mit insgesamt 806.000 Euro dotiert. Professor Brüning erhält den Preis für seine wissenschaftlichen Beiträge zum Verständnis der Wechselwirkungen zwischen peripheren Organen und dem Gehirn, die in den letzten Jahren im Kampf um das Verständnis der eskalierenden Epidemien von Typ-2-Diabetes und Fettleibigkeit in den Mittelpunkt gerückt sind. Mit dem mit 50.000 Euro dotierten Ernst-Schering-Preis werden Brünings hervorragende Grundlagenforschung und seine bahnbrechenden Erkenntnisse für mögliche neue Präventions- und Therapieansätze für Adipositas und Stoffwechselerkrankungen gewürdigt.



Professorin Dr. Stefanie Walch-Gassner, I. Physikalisches Institut, wurde im Rahmen der Mitgliederversammlung im September 2020 zur Vize-Präsidentin der Deutschen Astronomischen Gesellschaft gewählt.

PROJEKT ZUR GENOMSEQUENZIERUNG DES CORONAVIRUS

Der neuberufene **Professor für Bioinformatik Prof. Dr. Alexander Dilthey** forscht mit seinem Team an der Sequenzierung des kompletten Genoms von SARS-CoV-2 und ko-kordiniert die viralen Sequenzierungsaktivitäten der Deutsche COVID-19 OMICS Initiative, kurz DeCOI. Das Ziel: Mit OMICS-Technologien zum Kampf gegen die Pandemie-Krise beitragen. OMICS-Technologien sind bioanalytische Hochdurchsatzverfahren, die erlauben in kurzer Zeit große Datenmengen über Lebensprozesse zu gewinnen. Virale Genom-Sequenzierung ermöglicht in diesem Zusammenhang insbesondere die bessere Identifikation von Infektionsclustern und trägt damit zu einem besseren Verständnis bei, wie sich das Virus ausbreitet. Über DeCOI soll eine Infrastruktur zur Bewältigung der kurzfristigen, aber auch mittel- und langfristigen Herausforderungen der aktuellen Pandemie aufgebaut werden.



DRITTMITTEL UND FÖRDERPREISE

Die Universitätsmedizin Köln ist an zahlreichen Förderprojekten im Netzwerk Universitätsmedizin (NUM) zur COVID-19-Forschung beteiligt

Die Uniklinik Köln und die Medizinische Fakultät sind an zwölf Projekten beteiligt, die im Rahmen des »Netzwerk Universitätsmedizin« (NUM) vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) gefördert werden. Das Netzwerk Universitätsmedizin (NUM) hat das Ziel, die Forschungsaktivitäten zu COVID-19 bundesweit zu bündeln und zu stärken, um die Corona-Pandemie durch optimale Abstimmung und Zusammenarbeit schneller und effektiver zu bekämpfen. Das Netzwerk umfasst die gesamte deutsche Universitätsmedizin und fördert kooperative und strukturbildende Projekte, bei denen möglichst viele Universitätskliniken eingebunden sein sollen.

»Dass die Universitätsmedizin Köln mit ihren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie den Ärztinnen und Ärzten an 12 von 13 geförderten Projekten beteiligt ist, zeigt die Bedeutung unseres Standorts in der Infektionsforschung sowie in Prävention und Therapie von Patienten mit Infektionserkrankungen«, sagt Professor Dr. Gereon Fink, Dekan der Medizinischen Fakultät und Vorstandsmitglied der Uniklinik Köln.



Professor Dr. Gereon Fink,
Dekan der Medizinischen
Fakultät und Vorstandsmitglied
der Uniklinik Köln

Bei den drei Projekten COVIM, B-FAST und PallPan übernehmen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Köln federführend die Koordination.

Die Immunologie-Plattform COVIM, ein Verbundprojekt zur Bestimmung und Nutzung von SARS-CoV-2 Immunität, bündelt neue Erkenntnisse zur Untersuchung der anti-SARS-CoV-2-Immunität. Wer ist wann und wie lange vor einer SARS-CoV-2-Infektion geschützt? Und wie kann immunologischer Schutz von wenigen immunen Personen auf viele nicht-immune Personen übertragen werden? Knapp fünfzig Wissenschaftlerinnen und Ärzte an insgesamt 17 Standorten gehen diesen Fragen innerhalb des COVIM-Verbundes nach.

Das bundesweite Forschungsnetz »Angewandte Surveillance und Testung« (B-FAST) beschäftigt sich mit »Epidemiologischer Surveillance« – in Anlehnung an das Robert Koch-Institut die fortlaufende systematische Sammlung, Analyse, Bewertung und Verbreitung von Gesundheitsdaten für die Planung von Maßnahmen zur Krankheitsbekämpfung. Es soll bundesweit ein Gesamtkonzept entwickelt und etabliert werden, um für die Eingrenzung der SARS-CoV-2 Pandemie sowie für andere Pandemien vorbereitet zu sein. Die Projekte von B-FAST sollen Handlungsempfehlungen zu

Surveillance und Testung für lokale, regionale und überregionale Entscheidungsträger aus dem öffentlichen Gesundheitswesen, der Gesellschaft, der Politik und anderen Bereichen entwickeln. Am B-FAST-Netzwerk sind insgesamt 25 Standorte in Deutschland beteiligt.

In der aktuellen Pandemiesituation war die Versorgung von schwerkranken und sterbenden Menschen schwierig und nur mit Einschränkungen möglich. Diesem weiterhin relevanten Bereich widmet sich das Projekt Palliativversorgung in Pandemiezeiten (PallPan). In dem Forschungsvorhaben werden alle Bereiche der Hospiz- und Palliativversorgung (allgemein und spezialisiert, ambulant und stationär) berücksichtigt, damit die Vielschichtigkeit und die Komplexität der Pandemiesituation für die Versorgung von Menschen am Lebensende und deren Nahestehende angemessen abgebildet werden können. Am Projekt Palliativversorgung in Pandemiezeiten sind insgesamt zwölf Universitätskliniken beteiligt.





Professor Dr.
Andreas Glöckner
vom Social
Cognition Center
Cologne

Kölner Zoologen erhalten rund 1,2 Millionen Euro Förderung zur Erforschung des Nervensystems von Tieren

Die Wissenschaftler Dr. Alexander Blanke, Professor Dr. Kei Ito und Professor Dr. Ansgar Büschges vom Institut für Zoologie an der Universität zu Köln wurden gemeinsam mit dreizehn weiteren Kolleginnen und Kollegen aus Deutschland, Großbritannien und den USA für eines von vier internationalen Forschungskonsortien zur Förderung durch das Programm NeuroNex ausgewählt. Die Unterstützung für die Kölner Forscher für die ersten drei Jahre beläuft sich auf etwa 1,2 Millionen Euro.

Das Programm »Next Generation Networks for Neuroscience« (NeuroNex) wurde von der US National Science Foundation (NSF) zusammen mit Fördereinrichtungen des Bundes aus Kanada (CIHR, FRQC), Großbritannien (MRC) und Deutschland (DFG) ins Leben gerufen. NeuroNex wird auf den neuesten globalen Entwicklungen in der Neurotechnologie aufbauen, um mehrere übergreifende Fragen der Neurowissenschaften anzugehen.

Das Projekt »NeuroNex: Communication, Coordination and Control in Neuromechanical Systems (C₃NS)«, an dem die Kölner Wissenschaftler beteiligt sind, untersucht, wie das Nervensystem von Tieren unterschiedlicher Größe, Körperform und Fortbewegungsart die Interaktionen mit der Umwelt koordiniert und steuert. Die Forschung wird sich insbesondere auf Säugetiere (Mäuse/Ratten), Insekten (Fruchtfliegen) und Weichtiere (Meeresschnecken) konzentrieren. Blanke, Büschges und Ito wollen durch ihre Forschung Einblicke in die Biomechanik und Neurobiologie der Fortbewegung gewinnen, die zur Entwicklung besserer Kontrollarchitekturen für Roboter dienen sollen.

Netzwerk der Open Science Initiativen (NOSI) erhält den Förderpreis der Deutschen Gesellschaft für Psychologie

Professor Dr. Andreas Glöckner vom Social Cognition Center Cologne hat zusammen mit seinen Kollegen Felix Schönbrodt (LMU München) und Anna Baumert (Max-Planck-Institut zur Erforschung von Gemeinschaftsgütern, Bonn) den Förderpreis für Qualitätssicherung in der Psychologie für das »Netzwerk der Open Science Initiativen« (NOSI) entgegengenommen. Mit der Vergabe des Förderpreises würdigt die Deutsche Gesellschaft für Psychologie (DGPs) die Bemühungen des Netzwerks um die Sicherung und Förderung der Qualität psychologischer Forschung in Deutschland.

NOSI ist ein informeller Zusammenschluss lokaler Open Science Initiativen an deutschsprachigen Universitäten und Forschungseinrichtungen. NOSI strebt an, Offenheit und Transparenz in der psychologischen Forschung zu fördern und damit die Qualität dieser Forschung weiter zu verbessern. Das Netzwerk unterstützt den Erfahrungs- und Wissensaustausch zwischen den lokalen Open Science Initiativen sowie die Gründung neuer Initiativen.

AKÜDO

Akademischer Übersetzungs- und Dolmetscherdienst

Zülpicher Straße 197 · 50937 Köln · 0221 / 28 29 835 · www.akuedo.de



Dinge, die mir wichtig sind

RAINBOW BATMAN

Batman ist eine der populärsten Comicfiguren überhaupt. Der Milliardär im Fledermauskostüm verkörpert einen düsteren Ritter der Gerechtigkeit, eine dunkle Gestalt der Nacht. Doch in seiner Vergangenheit ist uns der »Dark Knight« auch in allen schillernden Farben des Regenbogens und sogar in einem vollständig gestreiften Regenbogen-Ganzkörperkostüm untergekommen. Das mag sich nicht so recht in das aktuelle Bild fügen, das uns der Lizenzgeber der Figur verkaufen will.

Nichtsdestoweniger gehören solche Bedeutungsverschiebungen, die sich in einer Art diskursiven Echokam-

mer – oder einem postmodernen Spiegelkabinett – auf mannigfaltige und mitunter que(e)re Weise manifestieren, unweigerlich zur Geschichte unserer Medienwelt dazu. Und gerade die gilt es aus medienkulturwissenschaftlicher Sicht zu erforschen und zu kontextualisieren.

Aber wie kommen diese Figürchen nun in meinen Besitz? Um mich während der letzten Schreibphase meiner Dissertation zu motivieren, ersann ich eine kleine Batman-Challenge: Pro fertiggestelltem Kapitel, das sich mit medienübergreifenden Erzählwelten beschäftigte, gab's eine Batman-Figur – vorgehalten von meiner Partnerin. Nach den sechs Textbestandteilen erschien sogar noch die limitierte Regenbogen-Sonderausgabe auf meinem Schreibtisch, nachdem ich die Arbeit mit meiner Disputation verteidigt hatte. Mittlerweile stehen diese Batmen in unserer Wohnung und werden von meinen Kindern und ihren Freunden bespielt, wobei es immer wieder zu neuen Bedeutungsverschiebungen kommt – etwa, wenn dem pinken Batman ein neuer, kleidsamer Schal aus Pfeifenreinigern um den Hals geworfen wird. Beobachtungen dieser Art erinnern mich immer wieder daran, dass Medienkultur eben kein statisches Gebilde ist, sondern ein Aushandlungsprozess. Und daran, dass auch wissenschaftliche Zugänge enorm davon profitieren können, wenn man ungewöhnliche Perspektiven auf die Gegenstände einnimmt.



Jeder kennt sie, jeder hat sie. Dinge, die unter den vielen Gegenständen, die sich im Laufe der Zeit in der Wohnung oder im Büro angesammelt haben, einen besonderen Stellenwert haben. Wir verbinden sie mit einer Person, einer Begegnung oder einem besonderen Augenblick im Leben, der uns in Erinnerung bleibt. Wir haben uns umgehört und gefragt, welche Dinge unseren Leserinnen und Lesern besonders wichtig sind, und uns ihre Geschichte erzählen lassen. **Dr. Hanns Christian Schmidt, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Medienkultur und Theater**, über sieben kleine Batman-Figuren, die für ihn eine besondere Bedeutung haben.

IMPRESSUM

HERAUSGEBER

Der Rektor der Universität zu Köln

Dezernat 8 – Kommunikation & Marketing

Dr. Patrick Honecker

REDAKTION

Universität zu Köln
Abteilung 81 – Presse und Kommunikation
Jürgen Rees (Chefredakteur)
Eva Schissler (stellv. Chefredakteurin)
Jan Voelkel (stellv. Chefredakteur)
Sarah Brender
Anna Euteneuer
Robert Hahn
Carolin Jackermeier
Mathias Martin

AUTOREN

Professor Dr. Thomas Jäger

GESTALTUNG

Universität zu Köln
Abteilung 82 – Marketing
Ulrike Kersting

TITELBILD

BRO.vector – Shutterstock.com

BILDERSTRECKE

Hermann und Clärchen Baus, Luca Strack, Ulrike Pfeiffer

© FOTOS

Liona Paulus (S. 3), Hermann und Clärchen Baus (S. 6–18), Luca Strack (S. 8 unten), Ulrike Pfeiffer (S. 13 unten), Jack Krier – Shutterstock.com (S. 14), Claudia Voigt (S. 16 links), Katharina Link (S. 16 Mitte), Anna Euteneuer (S. 16 rechts), Shutterstock.com (S. 17 links), Florian Jung (S. 17 rechts), Screenshots Zentrale Studienberatung (S. 18), SFB 806 (S. 19 links), Shutterstock.com (S. 19 rechts), MedizinFotoKöln (S. 20–21), Ulrike Kersting mit Elementen von Mediantone – Shutterstock.com (S. 22), MedizinFotoKöln (S. 23), Ulrike Kersting (S. 23, Grafik), Shutterstock.com (S. 24), Lisa Beller (S. 25), AB Visual Arts – Shutterstock.com (S. 26), Amani A – Shutterstock.com (S. 27), bergamont – Shutterstock.com (S. 28 links), Jakub Junek – Shutterstock.com (S. 28 unten links), Eva Schissler (S. 28 rechts), Amani A – Shutterstock.com (S. 29), Shutterstock.com (S. 30), Shutterstock.com (S. 32), Shutterstock.com (S. 34), Shutterstock.com (S. 35), Shutterstock.com (S. 36), Lisa Beller (S. 37), Oetker-Firmenarchiv S2/86 (S. 38 links), Stadtgeschichtliches Museum Leipzig PL 55/11 (S. 38 rechts), Design: Ulrike Kersting; Quelle: Berechnungen Barbara Boelmann mit Daten des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (Grafik S. 40 links), Barbara Boelmann (S. 40 rechts), Yad Vashem (S. 41 links), Simon Wegener (S. 41 rechts), make/c Drohnenaufnahme (S. 42), Holger Schmieschek (S. 42) bob-architektur, FSWLA Landschaftsarchitektur GmbH (S. 43 oben), Ljupco Smokovski – Shutterstock.com (S. 43 unten rechts), Shutterstock.com (S. 44 oben), Universität zu Köln (S. 44 unten), Merle Hettesheimer (S. 45, oben links), Heinrich Börner (S. 45 unten), Roberto Sorin – Shutterstock.com (S. 46), privat (S. 47–48), Peter Rakoczy (S. 49), Kölner Haie (S. 50), Nina Ernst (S. 51), privat (S. 52), Shutterstock.com (S. 53), MedizinFotoKöln (S. 56 links), privat (S. 56 Mitte), privat (S. 56 rechts), privat (S. 57 links), privat (S. 57 Mitte), privat (S. 57 rechts), Patric Fouad (S. 58), MedizinFotoKöln (S. 59 links), privat (S. 59 rechts), MedizinFotoKöln (S. 60), privat (S. 61), Christian Schmidt (S. 62)

GESTALTUNGSKONZEPT

mehrwert intermediale kommunikation GmbH
www.mehrwert.de

ANZEIGENVERWALTUNG | DRUCK

Köllen Druck + Verlag GmbH
Ernst-Robert-Curtius Straße 14
53117 Bonn-Buschdorf

ANZEIGEN

Christa Schulze Schwering
T +49 (0)228 98 982 – 82
F +49 (0)228 98 982 – 99
verlag@koellen.de
www.koellen.de

AUFLAGE

8.000

© 2020: Universität zu Köln

Ihre Druckerei

Bachelorarbeiten Masterarbeiten
Copy-Shop
Broschüren Offsetdruck Buchbinderei

hundt druck
individuelle Broschüren

Dissertationen Poster
Schulungs-/Seminarunterlagen

in Köln-Sülz
www.hundt-druck.de

UNIKLINIK KÖLN

**Jetzt!
Blut spenden.**

Uniklinik Köln – Blutspendezentrale
Kerpener Straße 62, Tel. 0221 478-4805

Mo – Mi 12:00 – 20:00 Uhr
Do – Sa 7:30 – 14:00 Uhr

uni-blutspende.koeln

Agentur Leven | www.alh.de



Universität zu Köln
Presse und Kommunikation
Albertus-Magnus-Platz · 50923 Köln
www.uni-koeln.de